

Leben im Dritten Reich



Leben im Dritten Reich

INHALTSÜBERSICHT

	Seite
I. „Der heilige Hort deutscher Kraft“	
1. „Erbgesund“ geboren werden	1
2. Ermunterung zum Kinderkriegen	2
3. Steuerermäßigung und Mutterkreuz	2
4. Geburtenstopp durch Kriegselend	2
II. Aufwachsen im „Geist des Nationalsozialismus“	3
1. Bildungsziele	3
2. Hitlerjugend als Erzieher	3
3. Abenteuer für „frische Jungs“	4
4. Stumpfsinn im HJ-Alltag	4
5. Durchhalten bis zur Führerschaft	5
6. Gleichschaltung in der HJ	6
7. Kinderlandverschickung	9
8. Kämpfen für Deutschland	9
III. Leben in der „Volksgemeinschaft“	10
1. „Heil Hitler“	10
2. Spenden für den Gemeinnutz	10
3. NS-Feiern	11
4. Führervergöttlichung	11
5. Der Traum von der „Betriebsgemeinschaft“	13
6. Ungleiche Arbeitsbelastung	13
IV. Leben für die NSDAP	15
1. Die „alten Kämpfer“	15
2. Alltag der Parteigenossen	15
3. Ärger mit den „Märzveilchen“	16
4. Aufstieg zum Parteiführer	16
5. Die Partei und die Beamten	16
6. Korrupte Parteiführer	16
7. Die „Unzuverlässigen“	16
V. Leben in der Furcht der Gestapo	18
1. Ausschaltung von Parteien und Gewerkschaften	18
2. Abrechnung mit den „Miesmachern“	19
3. Die Gestapo	19
4. „Volksverhetzung“	20
5. Denunzianten aus Angst	20
6. Denunzianten aus Vorsatz	21
7. Widerstand nach Plan	21
8. Widerstand in Zwischentönen	22
VI. Leben als Unerwünschter	24
1. Deutsche Juden als gute Deutsche	24
2. Bürgerlicher Antisemitismus	25
3. Barbarischer Rassismus	25
4. Boykott jüdischer Geschäfte	26
5. Aktion „Juden unerwünscht“	26
6. Die „Reichskristallnacht“	27
7. Der Davidstern	28
8. Planmäßige Isolierung	29
9. Hilfe aus der „Volksgemeinschaft“	29
10. Evakuierung zur Vernichtung	31
VII. Der Zusammenbruch	32
Literaturhinweise	33

Vorwort

Dieses Sonderheft der „Informationen zur politischen Bildung“ wurde so gestaltet, daß es sich gleichermaßen zur privaten Lektüre wie zur Arbeit im Unterricht eignet.

Es ergänzt die Hefte „Der Nationalsozialismus“ (Nr. 123, 126, 127) und „Der deutsche Widerstand“ (Nr. 160): Während dort vor allem über die Politik der NS-Diktatur informiert wird, geht es hier um die Auswirkungen dieser Politik auf die Bevölkerung. Die Menschen, die damals lebten, machten dabei durchaus unterschiedliche Erfahrungen, je nachdem, wie alt sie waren, welche „Rolle“ sie spielten oder welche Einstellung sie zum Nationalsozialismus hatten.

Um diese Erfahrungen begreifbar zu machen, werden die Auswirkungen der NS-Politik aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet: Wie erschien das NS-Regime z.B. dem „naiven“ Jugendlichen? Dem „unpolitischen“ Volksgenossen? Dem Parteigenossen und Parteiführer? Dem Regimegegner? Oder dem zum Außenseiter abgestempelten jüdischen Mitbürger?

Im Alltag überschnitten sich für den einzelnen damals häufig die Perspektiven: Als Volksgenosse erlebte er beispielsweise nicht nur, wie sich die NS-Herrschaft auf ihn und seinesgleichen auswirkte, sondern erfuhr zugleich auch, wie sie mit den „Bonzen“ oder den „Volksschädlingen“ umging. Das brachte den einzelnen zwangsläufig in Konflikte, die er entweder zu verdrängen versuchte oder die, wenn er sich ihnen stellte, sein Leben entsprechend veränderten. Daran sollte der Leser immer zugleich mitdenken, wenn er die Auswirkungen der NS-Politik aus einer bestimmten Perspektive verfolgt.

Vollständige Quellenangabe bei erstmaliger Nennung. Quellenangabe in Kurzform bei nochmaliger Nennung und bei Titeln, die in den Literaturhinweisen S. 33 aufgeführt sind.

I. Der „heilige Hort deutscher Kraft“



Das „deutsche Mädel“.

Schon vor Hitlers „Machtergreifung“ weterten SA-Führer und Parteiredner auf Wahlkampfveranstaltungen gegen ein „Spießbidenideal in der Familie mit seinen seelischen Plüschsofas und wandelnden Gipsfiguren“, gegen Verzärtelung, gegen „Verweichlichung der Kinder“. In ihren Reden wurden Väter zu „Kämpfern“ und Mütter zu „Kampfgefährtinnen“, in deren Schoß „die Zukunft des Volkes“ ruhte. Dementsprechend mußte für sie auch jede völkische Erneuerung bei der Familie beginnen. Und sie begann, kaum daß Hitler an der Macht war.

1. „Erbgesund“ geboren werden

Der „Urquell allen Lebens“

Dr. Hans Frank, Reichsminister und Führer der deutschen „Rechtsfront“, schrieb in der Einleitung des Kommentars zur Rassengesetzgebung „Das Recht der Rasse“ von Dr. Robert Deisz:

„Der Nationalsozialismus geht von der Erkenntnis aus, daß die Lebenskraft einer Nation abhängig ist von der Reinheit des Blutes ihres Volkes . . . Die Familie ist der heilige Hort deutscher Kraft, der Urquell allen Lebens. Sie rein und gesund zu erhalten und sie damit zu befähigen, ihrer Sendung für die Existenz und Größe unseres Volkes in Gegenwart und Zukunft gerecht zu werden, das ist höchste Verpflichtung und größte Sorge des nationalsozialistischen Staates. Das Deutsche Reich unter der Führung Adolf Hitlers braucht keine Heloten oder Schwächlinge, sondern gesunde und starke Männer und Frauen deutscher Art. Nur dann ist Deutschlands Größe und Zukunft gesichert. Die nationalsozialistische Rassenlehre und Rassengesetzgebung ist die Anwendung des uralten und ewig wahren ungeschriebenen Gesetzes der Natur, daß der Stärkere siegt und seine Art ewig lebt,

daß aber der Schwächling untergehen und im Wege der Auslese erliegen muß.“

Zentner, Kurt, Illustrierte Geschichte des Dritten Reiches, München 1965, S. 211.

„Kinderzuchtpläne“

„Zersetzende Einwirkungen auf den deutschen Volkskörper können nicht nur von außen her durch Fremdrassige erfolgen, sondern auch von innen her durch hemmungslose Vermehrung der minderwertigen Erbmasse. Erbpflege, d.h. bewußte Förderung der Erbgesundheit eines Volkes, ist deshalb die zwingende Ergänzung zur Rassenpflege . . . Aus dieser Erkenntnis heraus hat die nationalsozialistische Regierung unter Abkehr von früheren Anschauungen . . . ein System von Maßnahmen ergriffen, die das Minderwertige ausmerzen und das Höherwertige fördern sollen. Sie sind unter folgenden Gesichtspunkten zusammenzufassen: 1. Verhütung erbkranken Nachwuchses; 2. Verhinderung unerwünschter Ehen; 3. Förderung der „Erbtüchtigen.“ So hieß es bei Oberregierungsrat Dr. Werner Feldscher.

Auch in diesem Bereich, dem Bereich der Eheplanung und Partnerwahl, wurde also die Freiheit des einzelnen durch staatliche Gesetze und Verordnungen zugunsten der nationalsozialistischen Weltanschauung eingeschränkt. Die „Kinderzuchtpläne“ eines Martin Bormann, die Zukunftsvisionen eines Heinrich Himmler, die Polygamie für rassisch Auserwählte wieder einzuführen und in der Errichtung „Lebensborn“ auch uneheliche, aber „erbtüchtige“ Kinder heranzuzüchten, und das Programm der Euthanasie, „lebensunwertes Leben“ zu vernichten, waren die letzten Konsequenzen

dieser mißverstandenen Biologie, die man nur als radikalen Bruch mit den überlieferten abendländischen und christlichen Werten bezeichnen kann.

Zentner, Kurt, 1965, S. 223 f.

Nationalsozialistische Mathematik

„Für ein idiotisches Kind“, so rechnete man Jugendlichen vor, „ . . . wird ebensoviel Geld verbraucht wie für vier bis fünf gesunde Kinder. Der achtjährige Unterricht für einen Volksschüler kostet ungefähr 1000 Reichsmark, der Erziehungsaufwand für einen Taubstummen etwa 20 000 Reichsmark“ (Brennecke: Handbuch für die Schulungsarbeit der HJ, S. 53).

In dem Lehrbuch „Mathematik im Dienste der nationalpolitischen Erziehung“ finden sich z.B. folgende Rechenaufgaben:

Aufgabe 44: Wieviel Kinder muß eine Familie haben, damit der zahlenmäßige Bestand des Volkes gesichert ist?

Aufgabe 89: Wieviel Personen gehören in die „Ahnentafel“ eines Menschen, falls sie von der nullten bis zur n'ten Reihe fortgesetzt wird?

Aufgabe 95: Der Bau einer Irrenanstalt erfordert 6 Millionen RM. Wie viele Siedlungen zu je 15 000 Reichsmark hätte man dafür bauen können?

Aufgabe 97: Ein Geisteskranker kostet täglich etwa 4 RM, ein Krüppel 5,50 RM, ein Verbrecher 3,50 RM. Nach vorsichtigen Schätzungen sind in Deutschland 300 000 Personen in Anstaltspflege. Wieviel Ehestandsdarlehen zu 1000 RM könnten von diesem Geld jährlich ausgegeben werden?

Zentner, Kurt, 1965, S. 348.

Die „glückliche Familie“.



So sehr Hitler sich an gesunden und körperlich kräftigen Kindern interessiert zeigte, „so entschieden versuchte er kränklichen und schwächlichen Nachwuchs zu verhindern“. Erbkrankte und schwere Alkoholiker wurden zwangsweise sterilisiert. Das Reichsgesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 gab dafür die rechtliche Handhabe.

Durch solche und ähnliche Aufklärung versuchte man, Jugendlichen Anteilnahme und Mitgefühl für Behinderte und Kranke auszuweihen und ihren Blick bei der Partnersuche vor allem auf erbbiologische Merkmale zu lenken.

2. Ermunterung zum Kinderkriegen

Junge, gesunde Volksgenossen sollten unbedingt früh heiraten und Kinder kriegen.

Allen voran die Beamten, die als begünstigte Staatsdiener „auch in der Frage der frühzeitigen Familiengründung“ Vorbild zu sein hatten. Staatssekretär Reinhard erklärte: „Es muß erstrebt werden, die Übertragung einer Planstelle an den jungen Beamten davon abhängig zu machen, daß er verheiratet ist.“

Wer von Schulärzten und Gesundheitsämtern für ehetauglich gehalten wurde, konnte mit einem Ehestanddarlehen von 500 Reichsmark rechnen. Zwischen 1933 und 1937 erfüllte im Schnitt jedes vierte Hochzeitspaar die geforderten Voraussetzungen. „Fließige“ Ehepaare sollten zusätzlich durch Kinderbeihilfe unterstützt werden.

3. Steuerermäßigung und Mutterkreuz

Die Erwartungen der Nationalsozialisten an den Geburtenzuwachs waren nicht gerade bescheiden: Für sie war die deutsche Familie erst mit mindestens vier Kindern komplett. Viele der jungen Ehepaare dachten aber nicht daran, sich für das Darlehen gleich mit einem Kindersegen zu revanchieren: Von den 1933 geschlossenen Ehen konnte ein Drittel auch nach fünf Jahren noch keinen Nachwuchs melden. Und gut ein Viertel hatte gerade einen Nachkömmling vorzuweisen. Diese „Eheträgheit“ wollte sich die NS-Führung nicht länger bieten lassen: Ab Februar 1938 galten deshalb für Verheiratete, die mehr als fünf Jahre kinderlos blieben, erhöhte Steuersätze.

Gleichzeitig wurden die braven Kinderreichen von der Parteiführung besonders bedacht. In der Weihnachtsausgabe kündigte der „Völkische Beobachter“ feierlich an, daß ab 1939 kinderreiche Mütter mit dem Mutterkreuz ausgezeichnet würden.

4. Geburtenstopp durch Kriegselend

Statt des erhofften wachsenden Wohlstands kam am 1. September 1939 der Krieg, der neue Entbehrungen brachte. Und je länger er dauerte, umso schlimmer wirk-

te er sich aufs Familienleben aus. Besonders schwer waren Familien betroffen, die in luftkriegsgefährdeten Großstädten lebten. Während die Männer in der Regel an der Front standen, wurden Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren aufs Land verschickt und in Lagern untergebracht. Allein zurück blieben die Frauen. Angst vor Trennung und Entfremdung weckte in vielen Müttern, die ihre Kinder noch bei sich hatten, Widerstand gegen die sogenannte Kinderlandverschickung. KLV war für sie auch ein ständiges Gesprächsthema: am Arbeitsplatz, im Luftschutzkeller oder so, wie im Folgenden, beim Schlangestehen vorm Schlachterladen:

„Freiwillige Evakuierung“

„Würden Sie denn Ihren Sechsjährigen so weit weggeben und zu ganz fremden Leuten?“ fragte eine junge Frau, die ich nicht kannte.

„Bei mir war auch eine von der NSV und hat lange geredet. Und was ist, wenn ich meine beiden weggebe? Dann schickt man mich über kurz oder lang in die Fabrik.“

„Meine Schwester in Hamburg hat drei Kinder zwischen sechs und zwölf. Die sind jetzt alle in Bayreuth.“

„Vierzigtausend Hamburger Kinder sollen dort sein.“

„Und det nennt man freiwillige Evakuierung? Kann mir keener erzählen. Die rechnen wohl damit, det det Janze noch Monate dauert, wat?“

Das war Frau Schumacher. Die sagte immer so laut, was sie dachte. Am liebsten hätte ich „pscht!“ gesagt, denn zwei Reihen vor ihr stand diese dürre Ziege aus der Raabestraße, diese NS-Frauenschaftsleiterin, die ihren Arm immer so zackig hochriß, wenn sie „Heil Hitler!“ sagte. Die kannte überhaupt keinen anderen Gruß mehr. Nun drehte sie sich um und sagte: „Sie sollten dankbar sein, daß der Führer sich um Ihre Kinder sorgt.“

„Det tut er doch nur im eignen Interesse.“ „Was soll denn das heißen?“ Das klang verdammt scharf. Hoffentlich verbrannte sich Frau Schumacher nicht den Mund. Sollte ich sie am Ärmel zupfen?

„Det soll heißen, det er um die Soldaten von morjen besorgt is. Wenn die ihm heute schon totgebommt wer'n, dann isset aus mit det Janze — einfach aus.“

Gehrts, Barbara, S. 17.

Evakuieren bedeutet: Bewohner (vorübergehend) aussiedeln, bzw. woanders unterbringen.

Anläßlich des Muttertags wurden im ganzen Reich allen kinderreichen Müttern das Mutterkreuz verliehen.



II. Aufwachsen im „Geist des Nationalsozialismus“

„Garant der Zukunft“, „Wertvollster Besitz unseres Volkes“: So und ähnlich sprachen die Nationalsozialisten von der deutschen Jugend. Danach war zu erwarten, daß sie sich um diesen „Schatz“ besonders kümmern würden.

Tüchtige Kerls wollte man: zäh, flink, hart. Jungen und Mädchen, die einsatzfreudig, mutig, begeisterungsfähig und vor allem anpassungsfähig waren, die sich mit ihrer ganzen Person in den Dienst der „großen, nationalen Aufgaben“ stellten und ihrem „Führer“ mit „blindem Gehorsam“ folgten.

1. Bildungsziele

**„Körperliche Tüchtigkeit“
contra
„Intellektualismus“**

Von seiner inhumanen rassischen Geschichtsauffassung ausgehend, sah Hitler die „Krönung“ der Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates darin, „daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt. Es soll kein Knabe und kein Mädchen die Schule verlassen, ohne zur letzten Erkenntnis über die Notwendigkeit und das Wesen der Blutreinheit geführt worden zu sein.“

Neben diesem obersten Ziel der nationalsozialistischen Erziehungsarbeit, der deutschen Jugend einen fehlverstandenen Rassismus und Biologismus „einzubrennen“, ging es Hitler vor allem darum, das Ideal des „Intellektualismus“ durch sein eigenes „Erziehungsideal“ der körperlichen Tüchtigkeit und kämpferischen Gesinnung zu ersetzen. Der völkische Staat habe, so führte er aus, „seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten. Hier aber wieder an der Spitze die Entwicklung des Charakters, besonders die Förderung der Willens- und Entschlußkraft, verbunden mit der Erziehung zur Verantwortlichkeit, und erst als letztes die wissenschaftliche Schulung.“

Auf den Grundgedanken Hitlers aufbauend, entwickelte Reichsinnenminister Dr. Frick am 9. Mai 1933 auf einer Konferenz der Kultusminister die Richtlinien für das kommende nationalsozialistische Schulprogramm, das in einzelnen Punkten zwar noch modifiziert, in seiner Grundrichtung jedoch nicht mehr geändert wurde: „Die Zeit, in der die Ausbildung der selbstherrlichen Einzelpersönlichkeit als die wesentliche Aufgabe der Schule angesehen wurde, ist vorbei. Die neue Schule geht grundsätz-



Alle grüßen den „Führer“.

lich vom Gemeinschaftsgedanken aus, der ein uraltes Erbteil unserer germanischen Vorfahren ist und demgemäß unserer angestammten Wesensart am vollkommensten entspricht ...“

„Es dürfte kein Tag vergehen, an dem der junge Mensch nicht mindestens vormittags und abends je ein Stunde lang körperlich geschult wird, und zwar in jeder Art von Sport und Turnen.“ Denn durch eine derart herbeigeführte „Überzeugung der körperlichen Tüchtigkeit“ würde das „eigene Mutgefühl“ gefördert und das Heer brauche, wie es an anderer Stelle hieß, „den körperlich bereits tadellos vorgebildeten jungen Menschen nur mehr in den Soldaten zu verwandeln“

War es somit die Aufgabe des Sports, den einzelnen zum „Angriffsgeist“ und zur physischen Überlegenheit heranzubilden, so sollten aber auch die übrigen Ausbildungsfächer möglichst intensiv auf eine ähnliche Wirkung abzielen, nämlich auf die Weckung „einer wahrhaftigen Nationalbegeisterung“, die dieser physischen Überlegenheit noch eine psychische hinzuzufügen hatte. „Auch in der Wissenschaft hat der völkische Staat ein Hilfsmittel zu erblicken zur Förderung des Nationalstolzes. Nicht nur die Weltgeschichte, sondern die gesamte Kulturgeschichte muß von diesem Gesichtspunkte aus gelehrt werden. Es darf ein Erfinder nicht nur groß erscheinen als Erfinder, sondern muß größer noch erscheinen als Volksgenosse. Die Bewunderung jeder großen Tat muß umgegossen werden in Stolz auf den glücklichen Vollbringer derselben als Angehörigen des eigenen Volkes. Aus der Unzahl all der großen Namen der deutschen Geschichte aber sind

die größten herauszugreifen und der Jugend in so eindringlicher Weise vorzuführen, daß sie zu Säulen eines unerschütterlichen Nationalgefühles werden. Planmäßig ist der Lehrstoff nach diesen Gesichtspunkten aufzubauen, planmäßig die Erziehung so zu gestalten, daß der junge Mensch beim Verlassen seiner Schule nicht ein halber Pazifist, Demokrat oder sonst was ist, sondern ein ganzer Deutscher.“

Zentner, Kurt, 1965, S. 347.

2. Hitlerjugend als Erzieher

Die Frage war nun: Wem sollte die Erziehung des „neuen Menschen“ übertragen werden? Bisher hatten sich Eltern und Schule den Erziehungsauftrag geteilt und dabei nicht selten unterschiedliche, manchmal sogar gegensätzliche Ziele verfolgt. So gab es zum Beispiel Kinder, die aus einem kommunistischen Elternhaus kamen und deutschnationale Lehrer hatten. Wollte man eine im nationalsozialistischen Sinne einheitlich ausgerichtete Jugend, mußten alle Beteiligten am gleichen Strick ziehen.

Da dies, wenn überhaupt, nicht in absehbarer Zeit zu erreichen war, betrauten die Nationalsozialisten ihre Jugendorganisation, die Hitler-Jugend (HJ), mit der „Koordination“ der Erziehungsaufgaben. Der Öffentlichkeit gegenüber tat man allerdings zunächst so, als ob die HJ sich als dritte Kraft zu Eltern und Schule hinzugeselle. So schrieb Reichsjugendführer Baldur v. Schirach:

Die kleinste Einheit im Volksganzen

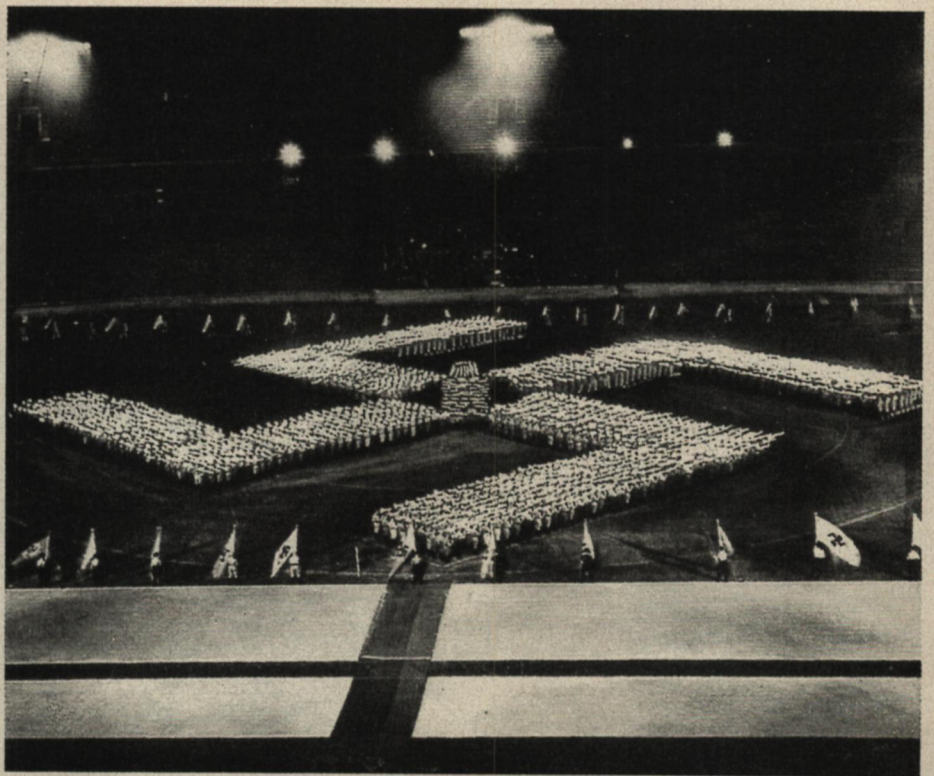
Drei Kräfte sind es vor allem, die in sinnvollem Zusammenwirken die richtige Entwicklung der Jugend bestimmen: Elternhaus, Schule und HJ. Die Familie ist die kleinste Einheit im Volksganzen, dabei aber die bedeutungsvollste. Es kann niemals die Aufgabe der HJ sein, das Leben der Familie und das Erziehungswerk der Eltern zu stören. Weder soll das Elternhaus in den Dienst der HJ eingreifen, noch umgekehrt.

Baldur von Schirach, Die Hitler-Jugend. Idee und Gestalt, Leipzig 1934, S. 68.

Letztlich lief alles darauf hinaus, die gesamte Jugend zwischen Zehn und Achtzehn in der HJ zu erfassen und sie gleichzeitig anderen Erziehungseinflüssen zu entziehen.

Fast ein Drittel der Jugend trat nach der „Machtergreifung“ freiwillig in die HJ ein, manche von ihnen sogar heimlich, gegen den Willen der Eltern. Waren 1932 nur rund 100 000 Jugendliche in der HJ organisiert, so stieg 1933 die Mitgliederzahl sprunghaft auf 2,3 Millionen.

Reichsjugendführer Baldur von Schirach inspiziert Pimpfe.



Sonnwendfeier im Berliner Olympia-Stadion. Die Choreographie ist perfekt.

3. Abenteuer für „frische Jungs“

Was sie anzog, war das Abenteuerliche der Soldatenspiele, das geheimnisvoll Dämonische der Fackelzüge und Lagerfeuer, das „Gigantische“ der Aufmärsche, Flaggenparaden und Darbietungen.

Hakenkreuz — Formation

Während die Kapellen spielten, marschierten die Turner ein. Die Jungen in schwarzem Turnzeug stellten sich in der Arena in Form eines riesigen Hakenkreuzes auf, dann formierten sich die Mädchen in weißem Zeug in einem Kreis um das Hakenkreuz herum. Danach begannen die Turner ihre Übungen, begleitet von passender Musik, die aus den verschiedenen Lautsprechern tönte, und während der ganzen Zeit blieben sie in der Formation eines riesigen schwarzen Hakenkreuzes innerhalb eines weißen Kreises.

Mosse, George L., S. 297.

Eine nicht zu unterschätzende Verführungskraft ging auch von vielen aufwühlenden und mitreißenden „Kampfliedern“ aus. Eins davon war die HJ-Hymne: Unsere Fahne flattert uns voran!

Die HJ-Hymne

Unsre Fahne flattert uns voran,
In die Zukunft ziehn wir Mann für Mann,
Wir marschieren für Hitler durch Nacht und Not

Mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.

Unsre Fahne flattert uns voran,
Unsre Fahne ist die neue Zeit,
Unsre Fahne führt uns in die Ewigkeit,
Ja, die Fahne ist mehr als der Tod.

Wichtig für die Jugendlichen war aber auch das Gemeinschaftserlebnis in der Gruppe und nicht zuletzt das Gefühl, als junger Mensch ernst genommen und gebraucht zu werden.

Hitlers „Mein Kampf“ hatte kaum einer von ihnen gelesen. Allenfalls hatten sie davon gehört, daß Hitler die Arbeitslosigkeit beheben, den Vielparteienstaat beseitigen, das „Versailler Schanddiktat“ liquidieren, die verlorenen Gebiete heimholen und damit die „Schmach“ von 1918 tilgen wolle.

4. Stumpfsinn im HJ-Alltag

Wer diese Jugend, die außer Bereitschaft und Erwartung nichts mitbrachte, fest in den Griff kriegen und weltanschaulich ausrichten wollte, brauchte Zeit dazu. Das konnte nicht hin und wieder irgendwann in der Freizeit nebenbei erledigt werden. Eine Neuverteilung der Woche unter den „Zuständigen“ war fällig. In einer „Vereinbarung“ kamen im Juni 1934 Reichserziehungsminister und Reichsjugendführer zu folgendem Beschluß: Der Sonntag gehört der Familie, der Samstag und Mittwochabend der HJ, der Rest bleibt für die Schule. War man erst einmal in der HJ drin, kam man kaum wieder heraus. Selbst Austrittserklärungen von Hitlerjungen, die beispielsweise einer Bestrafung entgehen wollten, wurden für ungültig erklärt. „Einer Bewegung verschreibt man sich auf Gedeih und Verderb, man kann nicht wie bei einem Verein beliebig ein- und austreten; dazu ist das Treueverhältnis, in das man getreten ist, zu stark“. (Tetzlaff, Walter, Das Disziplinarrecht der Hitler-Jugend, Deutscher Rechtsverlag, Berlin 1943, S. 17).

So blieb manchem nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und sich irgendwie durchzuschlängeln.

Hatte man genug Geländespiele hinter sich, haufenweise Wollfäden von „getöten“ Gegnern wie Skalpe gesammelt, unzählige Male den Lederriemen als Munitionsgürtel durch eine Maschinengewehrtrappe gezogen, Generalstabskarten gelesen, Hügel verteidigt, Zelte gebaut, Biwakfeuer gemacht und immer wieder im Kochgeschirr Wasser gekocht, war die erste Begeisterung verständlicherweise verbraucht.

Nur anspruchslöse Gemüter konnte das auf die Dauer befriedigen. Auch die spannenden Heldengeschichten, die auf Heimabenden erzählt wurden, begannen sich zu wiederholen. Und selbst einen Leo Schlager, der mit der Zigarette im Mundwinkel seine eigene Erschießung kommandierte, konnte man nicht immer wieder bewundern. Der HJ-Dienst wurde allmählich zur lästigen Pflichtübung. Vor allem der „Ordnungsdienst“, das ewige Exerzieren mit seinem „Stillgestanden!“, „Rührt euch!“, „Links rum!“, „Ganze Abteilung kehrt!“ ödete viele an, wurde als „potenzierter Stumpfsinn“ empfunden.



Singstunde im Deutschen Jungvolk.

Unwillige Eltern

Aus einem geheimen Bericht der Parteiführung aus dem Kreis Starnberg 1935:

Der Staatsjugendtag, d.h. die Erfassung der neutralen Schüler im staatspolitischen Unterricht und in den Spelnachmittagen, ist in seiner Zielsetzung ins Gegenteil verkehrt worden. Die Jungens und Mädels ge-

hen lieber zur Schule, zum Unterricht, zum Basteln usw. als mit der organisierten Jugend hinaus ins Gelände. Es ist bereits vorgekommen, daß Eltern ihre Kinder aus dem organisierten Verbände herausnahmen und lieber Samstag zur Schule schickten. Abhilfe ist hier dringend nötig . . .

Aus einem geheimen Bericht der Parteiführung aus dem Kreis Starnberg 1935, in: Broszat, Martin u.a., S. 536.

5. Durchhalten bis zur Führerschaft

Viele Jugendliche standen den HJ-Dienst überhaupt nur durch, weil sie auf Beförderung hofften. Einer von ihnen meint heute, „daß es begeisterte Hitlerjungen überhaupt nicht gab. Es gab nur begeisterte Hitlerjugendführer.“

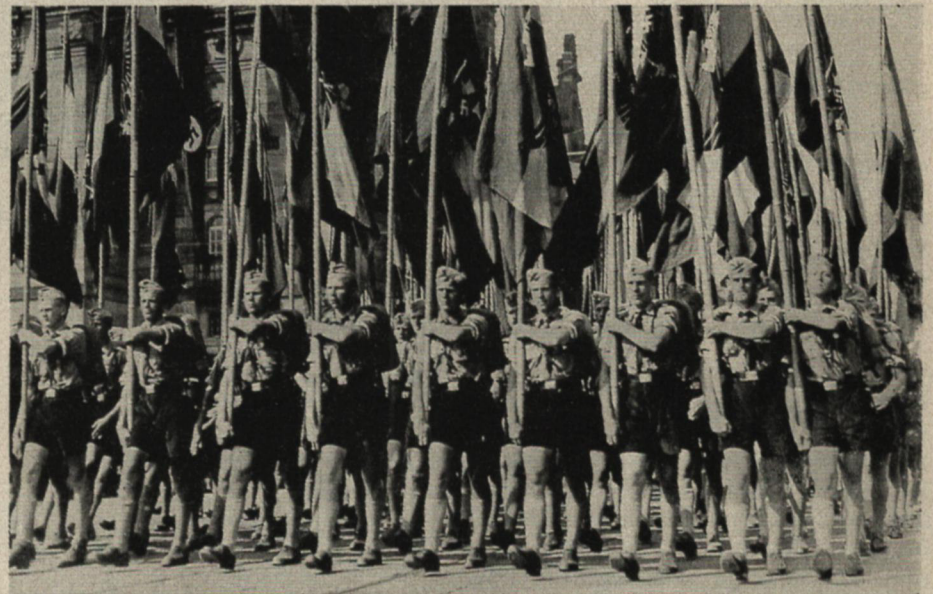
Rangstufen in der HJ (Stand 1935/36):

Der Führer:
Adolf Hitler

Der Reichsjugendführer

Hitlerjugend	Bund Deutscher Mädel
Obergebietsführer	Gauverbandsführerin
Gebietsführer	Obergauführerin
Oberbannführer	Gauführerin
Bannführer	Untergauführerin
Unterbannführer	Mädelringführerin
Gefolgschaftsführer	Mädelgruppenführerin
Scharführer	Mädelscharführerin
Kameradschaftsführer	Mädelschaftsführerin
Deutsches Jungvolk	Jungmädel
Jungbannführer	Jungmädel- Untergauführerin
Stammführer	Jungmädeleringführerin
Fähnleinführer	Jungmädeler- gruppenführerin
Jungzugführer	Jungmädelscharführerin
Jungenschaftsführer	Jungmädelschaftsführerin
Pimpf	Jungmädel

Die Grafik veranschaulicht den organisatorischen Aufbau von DJ, HJ, JM und BDM.



Aufmarsch der Hitlerjugend zum 50. Geburtstag des „Führers“ am 20. April 1939.

An „Führers Geburtstag“

Berlin gab sich als eine vor Glück taumelnde Stadt. Fahnen an jedem Haus, Girlanden, Transparente, Menschenmengen auf den Beinen und zwischendrin ein kleiner Sachse mit seiner rotweißen Schnur. Damals führte die Reichsjugendführung eine neue Regelung ein: Die Schnur war nicht mehr Kennzeichen des Dienstgrades, sondern der Dienststellung, in Sachsen galt diese Regelung schon, in Berlin noch nicht, in Berlin bedeutet eine rotweiße Schnur noch viel mehr, und wo das Führerchen ging und stand, grüßten Jungvolk- und Hitlerjungen mit erhobenem Arm und Blickwendung, und der Geehrte dankte in gleicher Weise. Größere Jungen waren das, fünfzehn-

jährige, siebzehnjährige, sie werden sich gewundert haben, daß dieser Knopp schon zum Jungenschaftsführer befördert war, aber er war ja nur ernannt, und er ging an der Seite seiner Eltern und seiner Schwester, und wurde immerfort begrüßt.

. . . Als er sich am Abend im D-Zug nach Chemnitz auf seinen Sitz fallen ließ, ratterten in seinen Gedanken noch Kradschützen und dröhnten Stukas und drängten sich Menschenmassen und reckten Hände und Hälse und schrien Heil, und ein paar hundert oder vielleicht auch nur zwei Dutzend Jungen hatten ihn begrüßt. Er war ein Teil der Macht.

Loest, Erich, S. 49f.

Die Autorität eines HJ-Führers

Mit dreizehn hatte ich es geschafft: Ich wurde ‚Jungzugführer‘ in einem Dörflein, wo es nur zwölf Pimpfe gab. Beim Sport und beim Geländespiel vertrugen wir uns prächtig, und wenn ich zum Dienstschiuß mein ‚dreifaches Sieg Heil auf unseren geliebten Führer Adolf Hitler‘ ausrief, strahlten die Augen ‚meiner Kameraden‘. Doch der befohlene ‚Ordnungsdienst‘ langweilte sie. Eines Tages muckten sie auf. Nun war die Reihe an mir zu treten. Nach Dienstschiuß um sechs Uhr abends knöpfte ich mir (um in Jargon jener Jahre zu reden) die drei ärgsten ‚Rabauken‘ vor und ‚schliff sie nach Strich und Faden‘: ‚Hinlegen — auf‘, ‚An die Mauer — marsch — marsch‘, ‚Zurück — marsch — marsch‘, ‚Tiefflieger von links‘, ‚von rechts‘, ‚von links‘, ‚zehn Liegestützen‘, ‚fünfzehn Liegestützen‘, ‚zwanzig‘ — so in immer schnelleren Wechsels. Ich brauchte nur zu brüllen, den Daumen auf und ab zu bewegen und die Liegestützen zu zählen, ganz so, wie ich es als Sechsjähriger schon beim Strafoxerzieren des Reichsarbeitsdienstes mitangesehen hatte. Die armen Kerle stöhnten, schwitzten, schnappten nach Luft — aber sie gehorchten. Ihr (Eigen-) Wille war gebrochen.

Glaser, Hermann; Silenius Axel (Hrsg.): Jugend im Dritten Reich, Frankfurt a. M. 1975, S. 90.

„Samtbubies“

Die Führung in der Steglitzer HJ setzte sich aus ehemaligen Volksschülern zusammen. Diese Jungen reagierten ihre Minderwertigkeitskomplexe dadurch ab, daß sie die Lehrlinge und jungen Arbeiter vorzogen und Witze über Oberschüler machten. Sie pflegten uns vor der ganzen Gruppe „Samtbubies“ oder „Lateinzwerge“ zu nennen.

Ich war besonders unbeliebt bei ihnen. Ich las zu viel und verstand mehr von der Dienstordnung als sie. Wenn wir unsere Heimabende hatten, kamen sie ohne mich nicht aus, aber sonst demütigten sie mich bei jeder Gelegenheit. Als ehemaliger Jungenschaftsführer im Jungvolk hätte ich längst befördert werden müssen, aber immer wieder verhinderten sie das. So verbreiteten sie zum Beispiel Geschichten über mich beim Bann, und wenn der Bannführer seine Inspektionen machte, meckerte er entweder an mir herum oder er ignorierte mich völlig.

Hagen, Louis, S. 79.

Es gab aber auch Jugendführer, die menschlich so in Ordnung waren, daß sie gar nicht auf den Gedanken kamen, ihre Macht zu mißbrauchen. Sie rackerten sich redlich ab und bemühten sich nach Kräften, für die ihnen anvertrauten „Schäfchen“ zu sorgen.

Es machte ihnen einfach Spaß, sich um andere zu kümmern, ihnen zu helfen und dabei an sich selbst zu erfahren, daß sie auch schon als Jugendliche zu etwas nütze waren.



Im BDM-Lager bei der Speisung der Jungmädels.

Eine engagierte BDM-Führerin

Ich wollte führen, das hieß: Sie sollten antreten und marschieren, Lieder lernen, basteln, politisch geschult, sportlich trainiert, im Stegreifspiel geübt und für kriegswichtige Arbeiten engagiert werden. Dies war meine Aufgabe.

Aber diese Aufgabe hatte für mich auch noch eine andere Seite.

Ich erkannte bald, daß mir hier Kinder anvertraut waren, die vorwiegend aus jenen muffigen Häusern der Innenstadt stammten, in denen Mama als Fürsorgerin einst aus- und eingegangen war, und die ich an ihrer Hand damals mitgerochen hatte.

Nur wenige andere Mädels waren dabei, Oberschülerinnen aus den guten Geschäftshäusern der Kaufstraßen. Denen verlangte ich von Anfang an mehr Einsatz und Pflicht ab. Die meisten Kinder aber waren arm. Viele waren häuslich stark vernachlässigt. Nicht alle hatten Väter, die für die Familie sorgten. Die meisten von ihnen bewohnten mit der ganzen Familie nicht mehr als ein bis zwei Zimmer. So merkte ich rasch, daß es da mehr zu betreuen gab, als zu führen. Das versuchte ich jetzt mit dem ganzen Feuereifer meiner dreizehn Jahre.

Finckh, Renate, S. 118f.

6. Gleichschaltung in der HJ

Die Reichsjugendführung versuchte alles zu verhindern und verbieten, was nicht ausdrücklich durch sie abgesegnet war. Ärger gab es besonders mit HJ-Führern, die aus der bündischen Jugend gekommen waren. Hatten sie gehofft, gerade durch originelle Einfälle und Besonderheiten das Gruppenleben zu bereichern, so sahen sie sich bald zu bloßen Erfüllungsgehilfen abkommandiert; nicht einmal norwegische Volkslieder durften sie mehr singen. So kamen sie zunehmend in ausweglose Konflikte, obgleich sie sonst vorbildlichen HJ-Dienst machten.

Die falsche Fahne

Hans war schon vor längerer Zeit zum Fähnleinführer befördert worden. Er hatte sich mit seinen Jungen eine prachtvolle Fahne mit einem großen Sagentier genäht. Die Fahne war etwas Besonderes: sie war auf den Führer geweiht, und die Jungen hatten ihr Treue gelobt, weil sie das Symbol ihrer Gemeinschaft war. Aber eines Abends, als sie mit der Fahne angetreten waren zum Apell vor einem höheren Führer, war eine unerhörte Geschichte passiert.

Der Führer hatte plötzlich unvermittelt den kleinen Fahnenträger, einen fröhlichen zwölfjährigen Jungen, aufgefordert, die Fahne abzugeben. „Ihr braucht keine besondere Fahne. Haltet euch an die, die für alle vorgeschrieben ist.“ Hans war tief getroffen. Seit wann das? Wußte der Stammführer nicht, was gerade diese Fahne für sein Fähnlein bedeutete? War das nicht mehr als ein Tuch, das man nach Belieben wechseln konnte?

Noch einmal forderte der andere den Jungen auf, die Fahne herauszugeben. Der blieb starr stehen, und Hans wußte, was in ihm vorging und daß er es nicht tun würde. Als der höhere Führer den Kleinen zum drittenmal mit drohender Stimme aufforderte, sah Hans, daß die Fahne ein wenig bebte. Da konnte er nicht länger an sich halten. Und er trat still aus der Reihe heraus und gab dem Führer eine Ohrfeige.

Von da an war er nicht mehr Fähnleinführer.

Mosse, George L., S. 294.

„Eigenbrötler“ waren im „Dritten Reich“ nicht gefragt. Sie verstummten allmählich

oder schlossen sich heimlich Widerstandsgruppen an.

Unter denen, die bisher noch nicht in der HJ organisiert waren, schwand zunehmend die Lust, sich freiwillig einzureihen. Bis 1936 hatte sich trotz reger Propaganda und schulfreiem Samstag für HJ-Mitglieder nicht mehr als die Hälfte aller Jungen zwischen 10 und 18 zum Eintritt bereit erklärt. Die Reichsjugendführung reagierte darauf mit Druck von oben: Aus leidenschaftlicher Werbung wurde einschüchternde Nötigung. So erschien beispielsweise ein Unterbannführer in der Schule und drohte, wer jetzt nicht in die HJ eintrete, sei ein Volksverräter. Schulleiter holten Schüler einzeln aufs Dienstzimmer und setzten ihnen zu: Sie schickten sie mehrmals am Tag nach Hause, die Zustimmung der Eltern zu holen. Lehrer wurden von Parteifunktionären aufgefordert, Hausbesuche bei Eltern zu machen und diese dazu zu bringen, ihre Kinder bei der HJ anzumelden. Eltern, die ablehnten, sollten der Parteiführung namentlich genannt werden.

Als auch Druck und Nötigung nicht zum gewünschten Erfolg führten, wurden alle Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren, ob sie wollten oder nicht, durch das Reichsgesetz vom 1. 12. 1936 „in der Hitlerjugend zusammengefaßt“.

Geschwister aufpassen mußten oder keine festen Schuhe zum Marschieren hatten.

Um die Disziplin in der Massen-HJ zu gewährleisten, wurde 1936 die „HJ-Disziplinordnung“ erlassen. Dabei wurde nach dem „Grundsatz“ des freien, aber pflichtmäßigen Ermessens verfahren. Eine der härtesten HJ-Strafen war der Jugenddienstarrest, eine mehrere Tage dauernde „Einsperrung“, die eine „Schockwirkung“ bezweckte.

Am liebsten hätten die Nationalsozialisten die Jugendlichen von allen Anfechtungen und Fremdeinflüssen ferngehalten. Denn obgleich nun dieser „kostbarste Besitz unseres Volkes“ fast vollzählig in der HJ organisiert war, gab es noch immer in Elternhaus und Schule störende Einflüsse, für die vor allem die Kirchen verantwortlich gemacht wurden.

Um die geistige Gleichschaltung der HJ durch diese Einflüsse nicht gefährden zu lassen, drang die Reichsjugendführung darauf, daß die Schuljugend aus dem Religionsunterricht ausscheiden und geschlossen in den Weltanschauungsunterricht gehen sollte. Die folgenden Beispiele belegen, mit welcher Skrupellosigkeit dabei vorgegangen wurde.

Rechtschreibübungen für Widerstandspenstige

In T. hatte die Knabenklasse 7 der Deutschen Schule am 24. 4. 1939 von 9.30 Uhr bis 10.30 Uhr, also innerhalb der ordentlichen Schulzeit, den sogenannten Weltanschauungsunterricht, an dem von 32 Schülern nur 5 teilnahmen. Die übrigen 27 hatten in einem anderen Raum Rechtschreiben und bekamen in dieser Stunde ein so schweres Diktat, daß der beste Schüler 7, der schlechteste 43 Fehler machte. Zur Strafe für diese angeblich schlechte Leistung mußten die Schüler am 25. April nachmittags von 14-16 Uhr, einzelne bis 16.30 Uhr nachsitzen. Auf ihre Beschwerde beim Schulleiter erhielten sie die Antwort, das sei ganz in Ordnung.

Mosse, George L., S. 277.

Erholungskur für die richtige Weltanschauung

Der Schulleiter gab Kindern, die nicht zum Weltanschauungsunterricht angemeldet waren, folgende vervielfältigte Mitteilung vom 17. 5. 1939 mit nach Hause:

„Ihr Kind . . . soll in der Zeit vom . . . bis . . . zu einer Erholungskur nach . . . geschickt werden. Nach den neuesten Verfügungen wird diese Kur davon abhängig gemacht, ob Sie sich zur Weltanschauung des Führers bekennen und dementsprechend Ihr Kind in den staatlichen nationalsozialistischen Weltanschauungsunterricht schicken. Da das letztere nicht der Fall ist, werden Sie um die Anmeldung Ihres Kindes zum Weltanschauungsunterricht gebeten, falls Sie dies jedoch nicht wollen, wird um eine kurze schriftliche entsprechende Mitteilung gebeten. Der Schulleiter“

Mosse, George L., S. 276.

Gesetz über die Hitlerjugend.

Vom 1. Dezember 1936.

Von der Jugend hängt die Zukunft des Deutschen Volkes ab. Die gesamte deutsche Jugend muß deshalb auf ihre künftigen Pflichten vorbereitet werden.

Die Reichsregierung hat daher das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

§ 1

Die gesamte deutsche Jugend innerhalb des Reichsgebietes ist in der Hitlerjugend zusammengefaßt.

§ 2

Die gesamte deutsche Jugend ist außer in Elternhaus und Schule in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk und zur Volksgemeinschaft zu erziehen.

§ 3

Die Aufgabe der Erziehung der gesamten deutschen Jugend in der Hitlerjugend wird dem Reichsjugendführer der NSDAP übertragen. Er ist damit „Jugendführer des Deutschen Reichs“. Er hat die Stellung einer Obersten Reichsbehörde mit dem Sitz in Berlin und ist dem Führer und Reichskanzler unmittelbar unterstellt.

§ 4

Die zur Durchführung und Ergänzung dieses Gesetzes erforderlichen Rechtsverordnungen und allgemeinen Verwaltungsvorschriften erläßt der Führer und Reichskanzler.

Berlin, den 1. Dezember 1936.

Der Führer und Reichskanzler

Adolf Hitler

Der Staatssekretär und Chef der Reichskanzlei

Dr. Lammer

Zentner, Kurt: Illustrierte Geschichte des Widerstandes in Deutschland und Europa 1933-45, München 1966, S. 126.

Die Folge war, daß die HJ immer mehr von der Art einer „Bewegung“ verlor und zur total vorgeplanten Institution erstarrte. 1939 waren denn auch — wenigstens auf dem Papier — fast 90 % aller Jugendlichen erfaßt. Zum Dienst erschienen weit weniger. Wer allerdings erwischt wurde, mußte extra ran. Zu dem üblichen „Ordnungsdienst“ kamen immer mehr Sonderaufgaben, wie zum Beispiel Straßensammlungen fürs Winterhilfswerk, Altmaterial sammeln oder Heil-

kräuter suchen. Gewitzte, die sich dem Knochendienst der allgemeinen HJ nicht aussetzen wollten, versuchten in die „Flieger-HJ“ auszuweichen und fliegen zu lernen. Ähnliche „Oasen“ waren die „Reiter-HJ“ und die „Marine-HJ“. Beliebt waren auch die „Spielmannszüge“, in denen außerhalb des Dienstes manchmal kräftig gejazzt wurde. Andere wieder, vor allem Arbeiterkinder, entschuldigten sich damit, daß sie zu Hause helfen, auf kleinere



Zeltlager des Deutschen Jungvolkes.

Hausverbot für den Pfarrer

In der Gemeinde H. wurden Eltern, die ihre Kinder vom Religionsunterricht nicht abgemeldet hatten, vom Schulleiter zu einer Elternversammlung ins Schulhaus geladen:

Der evangelische Ortspfarrer, selbst Vater eines Grundschulkindes, wurde nicht eingeladen und als er, aus seinem Recht als Vater heraus, trotzdem kam, in schärfster Form samt Frau fortgewiesen: Er habe kein Recht, das Schulhaus zu betreten: Er würde wegen Hausfriedensbruch angeklagt: Er würde die Einigkeit der Versammlung nur stören. Einzelne Gemeindemitglieder waren Zeugen dieser Behandlung des Ortspfarrers. Der Abend verlief dann sehr tumultuarisch. Es war beabsichtigt, keine Aussprache zuzulassen. Nach der durch zahlreiche erregte Zwischenrufe unterbrochenen Rede des Schulleiters kam es zu schärfsten Protesten. Die Angriffe auf die Geistlichen wurden entschieden und geschlossen

Das Lagerleben in der KLV

Uhr	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag
7.00	Wecken: Waschen, Betten- bauen, Stuben- dienst. Gesund- heitsappell (LMF)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	8.00 Wecken (LMF)
8.00	Flaggen bzw. Morgenappell (LL u. LMF)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	9.00 Flaggen- appell (LL u. LMF)
8.15	1. Frühstück (LMF)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	9.15 Frühstück 1. und 2. Frühstück zus. (LMF)
8.45 10.45	Unterricht (LL) 2. Frühstück (LL)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	10.00 Morgen- feier (LL u. LMF)
13.00	Mittagszeit: Mittagessen, Bettruhe oder Freizeit (LMF)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag
15.00	Sport: Nach den Monats- zielen i. d. Richt- blättern »Unser Lager« (LMF)	Spielzeugwerk der KLV-Lager (LL u. LMF)	15.00-18.00 Sport (siehe »Unser Lager«) Aufmarsch, Wandern	Freie Beschäfti- gung im Lager (LMF)	Sport: siehe »Unser Lager« (LMF)	15.00-18.00	15.00-18.00
16.00	Kaffeetrinken (LMF)	wie Montag	oder Werkarbeit, Bildband- vorführung, Singen und Musik, Lesen, Spielen usw., mit Unter- brechung durch Kaffeepause (LMF)	wie Montag	wie Montag	Sport oder freiwillige Beschäftigung: Musizieren, Spielen, Lesen mit Unterbrechung durch Kaffee- pause, DJ Geländespiele, JMWanderung, Fährtenspiele, Spielzeugwerk (LMF)	Freizeit im oder außer dem Lager oder Wettkämpfe oder Dorfnachmittag oder Wande- rung. Siehe nähere Er- läuterungen zur Gestaltung des Sonntags (LMF)
16.15	Schulaufgaben (LL)	wie Montag		wie Montag	wie Montag		
18.00	Putz- u. Flickstun- de, Schuhappell (LMF)	Heimnachmit- tag (LMF)		Spielzeug- werk der KLV Lager (LL u. LMF)	wie Montag Kleiderappelle		
19.00	Abendessen (LMF)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag
19.30-20.30	Polit. Wochen- bericht (30 Min.) (LMF oder LL). Dienstunter- richt (30 Min.) (LMF)	Singen (LMF)	Freizeit im Lager (LMF)	Schreib- stunde (LL)	Leseabend (LMF)	Spielzeugwerk der KLV-Lager (LMF)	Spielabend oder Bunter Lager- abend oder Frei- zeit (LMF)
21.00	Zapfenstreich (LMF)	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	nicht nach 22 Uhr Zapfen- streich (LMF)

zurückgewiesen. Die Herbeirufung des Überfallkommandos H. steigerte die Erregung. Es ließ sich nichts feststellen, als daß die Eltern den unerhörten Gewissensdruck, der an ihnen versucht worden war, tatkräftig zurückgewiesen hatten. Die Versammlung lief auseinander; einem Rest von Zurückgebliebenen gegenüber entschuldigte sich der Schulleiter: Die Schärfe der Worte soll hüben und drüben vergessen sein; es handle sich ja um eine freiwillige Sache.

Mosse, George L., S. 277.

7. Kinderlandverschickung

Bei Kriegsausbruch lief die „totale Erfassung“ der Jugend auf vollen Touren. Wer hoffte, daß die Kriegsergebnisse davon ablenken würden, sah sich bald getäuscht. Im Herbst 1940 ergriff die HJ-Führung die Initiative, Schulkinder mit Einverständnis der Eltern aus bombengefährdeten Gebieten herauszuholen und sie für eine bestimmte Zeit abseits des Krieges in Lagern zu betreuen und im „Geist des Nationalsozialismus“ zu erziehen. Diese „erweiterte Kinderlandverschickung“ (KLV), die für die Kinder zunächst nur einige Wochen, später dann Monate lang dauerte, war für die HJ eine willkommene Gelegenheit, ihren Einfluß auf die Jugend auszudehnen.



Schüler verkaufen Kornblumen für das Winterhilfswerk.

Ganze Schulklassen fuhren beispielsweise aus Hamburg und Berlin in die besetzten polnischen Gebiete, ins Riesengebirge oder in die „Bayerische Ostmark“. Die „Deutsche Wochenschau“, die darüber ausführlich berichtete, stellte die ganze HJ-Aktion als eine Erholungsreise dar.

Im Grunde war der Lageraufenthalt für Jungen wie für Mädchen ein verstärkter HJ-Dienst, vor dem sich niemand drücken konnte. Schulunterricht blieb Nebensache, nicht zuletzt auch wegen der fehlenden Fachlehrer. Ein Zeichenlehrer unterrichtete beispielsweise Mathematik ebenso wie Englisch, Latein, Deutsch und Geschichte. Die HJ hatte endlich, was sie wollte: ideale Erziehungsbedingungen, wie es sonst nur für nationalsozialistische Eliteschulen gab.

Trotzdem blieb der junge „neue Mensch“ in seinem Innersten der alte, ein Individuum mit sehr persönlichen Träumen und Bedürfnissen: Jungvolkführer und Jungmädelführerin flirteten Schulter an Schulter, während sie mit klappernden Blechbüchsen fürs Winterhilfswerk (WHW) sammelten.

Die flirteten, weils Spaß machte, und es kümmerte sie dabei wenig, ob sie für das NS-Regime als Partner „geeignet“ waren.

Geküßt wurde unter Ausnutzung der Verdunklungsvorschriften. „Er“ brachte „Sie“ im Dunkeln nach Hause, nachdem sie geübt hatten, wie man Verschüttete aus Trümmern befreit. Sie gingen gemeinsam ins Kino, um sich zu amüsieren, auch wenn kurz vor dem „happy end“ die Sirenen heulten und sie in den Luftschutzkeller mußten.

8. Kämpfen für Deutschland

Selbst der „Kriegseinsatz“, der diese Jugend häufig an den Rand totaler Erschöpfung brachte, hat sie nicht zur blind gehorchenden Gefolgschaft deformieren können. Und trotzdem war diese Jugend in der Not von sich aus bereit, beim Ernteeinsatz anzupacken, beim Luftschutz und der Feuerwehr mitzuhelfen, Notdienste bei Reichspost und Reichsbahn zu übernehmen, Schutzwälle zu schippen und als Flakhelfer sogar mitzukämpfen.

Sterben für Deutschland

In einem Vorort von Berlin sah ich eine Reihe toter Flakhelfer nebeneinanderliegen. Eben erst war ein Luftangriff zu Ende gegangen. Die Flakstellung, in der diese Schuljungen Dienst taten, hatte mehrere Volltreffer bekommen. Ich kam in einen Barackenraum, in dem die Überlebenden sich gesammelt hatten. An den Wänden entlang saßen sie auf dem Fußboden und wandten mir ihre weißen, vom Grauen verzerrten Gesichter zu. Viele weinten.

In einem anderen Raum lagen Verwundete. Einer von ihnen, ein Junge mit einem runden, weichen Kindergesicht, straffte sich, als der Offizier, in dessen Begleitung ich mich befand, ihn fragte, ob er Schmerzen habe. „Ja, aber das ist nicht wichtig. Deutschland muß siegen.“



Das Kriegsverdienstkreuz, das die drei Jungen tragen, haben sie vermutlich für herausragende Leistungen bei einem nicht-militärischen Einsatz erhalten, etwa für die Rettung von Menschen oder für besonders mutige Brandbekämpfung bei Bombenangriffen.

III. Leben in der „Volksgemeinschaft“



1. September 1939 — Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Auf dem Wilhelmsplatz vor der Reichskanzlei in Berlin hat sich eine riesige Menschenmenge versammelt.

Die völkische Ordnung

Der Nationalsozialismus läßt keinen Volksverrat, keine Flucht aus dem Volke zu. Er duldet keine Inseln der Volksferne und Volksfremdheit. Mit der eisernen Strenge, die aus dem Kampf gegen die in letzter Stunde verhütete Vernichtung des deutschen Volks hervorgegangen ist, zwingt er alle in die völkische Ordnung zurück.

Nyssen, Elke, Schule im Nationalsozialismus, Heidelberg 1979, S. 27.

Programmatische Worte, die aufhorchen ließen: Alle sollten in die „völkische Ordnung“ zurück. Das konnte eigentlich nur heißen, daß sie aus ihrer eigenen privaten Ordnung heraus mußten. Dem einzelnen wurde damit die Freiheit genommen, nach seinen Bedürfnissen und Interessen zu leben. Das kam einer Entmündigung gleich, die der nationalsozialistische „Schulungsbrief“ unverblümt zu rechtfertigen versuchte:

Kein eigenständiges Wesen

Der Einzelmensch ist kein eigenständiges Wesen, das tun und lassen kann, was es will; er ist vielmehr kraft natürlichen und das heißt göttlichen Willens in Rasse und Volk eingeordnet. Im Mittelpunkt des Lebens kann niemals das schrankenlose Ich, sondern nur die Volksgemeinschaft stehen. Daher lautet der erste Grundsatz des Nationalsozialismus: Das Volk ist der Sinn und Zweck unseres Daseins.

Reichsorganisationsleiter der NSDAP. Der Schulungsbrief. Das Zentrale Monatsblatt der NSDAP, Berlin 10. Jahrgang.

1. „Heil Hitler“

Wie wirkte sich nun diese Herausforderung auf das Leben des einzelnen „Volksgenossen“ aus? Es fing bei Äußerlichkeiten an, beispielsweise beim Grüßen: Ein Volksgenosse hatte jederzeit mit erhobenem, ausgestrecktem rechtem Arm zu grüßen und dazu „Heil Hitler!“ zu sagen. Wer bisher an „Grüß Gott!“, „Guten Tag!“, „Auf Wiedersehen!“, „Tschüß!“, „Adieu!“ gewöhnt war, mußte rasch umlernen. Propagandabroschüren und Zeitungsartikel gaben eindringlich Nachhilfeunterricht:

Der „deutsche Gruß“

Handaufheben tut's nicht allein. Das würde den deutschen Gruß zu dem entwürdigen, was wir gerade durch Volksgemeinschaft überwunden haben: zur gefühlkalten Gedankenlosigkeit und der erstarrten Form. Ein solcher Gruß ohne Worte oder nur „Heil!“ berührt einen als Halbheit und sollte lieber dann ganz unterlassen werden. Die Begleitworte heißen „Heil Hitler!“ und nicht anders.

Stresau, Hermann, Von Jahr zu Jahr (Tagebuch), Berlin 1948, S. 224.

Dort wo der „deutsche Gruß“ sich nicht von selbst einstellte, wurde er befohlen und das nicht nur in Behörden und Schulen. Ein Leipziger Dramaturg notierte dazu Ende Oktober 1933 in seinem Tagebuch:

Bis auf weiteres

Im Theater ist nunmehr laut Befehl von oben „der deutsche Gruß“ eingeführt. Ein

Anschlag am Schwarzen Brett verkündet: „In diesem Betrieb gibt es nur den Gruß ‚Heil Hitler!‘“

Bei unseren alten Garderobefrauen wirkt sich das auf seine Weise aus. Heute belauschte ich ein paar von den Weiblein, die sich nach der Nachmittagsvorstellung für kurze Zeit nach Haus begeben, bis sie vor Beginn der Abendvorstellung wieder da sein müssen. „Heil Hitler derweile!“ ist ihr Gruß. „Derweile“, das heißt: einstweilen, bis auf weiteres . . . Wer könnte da nicht mithalten? Es ist nun auch mein Gruß zu Hause.

Ebermayer, Erich, Denn heute gehört uns Deutschland... Persönliches und politisches Tagebuch von der Machtergreifung bis zum 31.12.35, Hamburg und Wien 1959, S. 195 f.

Wie „sorglos“ man mit solchen „Pflichten“ umgehen konnte, ohne gleich eine Verhaftung zu riskieren, hing vor allem auch davon ab, wie wichtig man für die Parteiführung war. Volksgenosse war eben nicht gleich Volksgenosse; das wurde auch immer wieder in anderen Zusammenhängen erkennbar. Gerade der „kleine Mann“ war häufig der Dumme. Wenn er erwischt wurde, hatte niemand Interesse daran, ihm zu helfen, und er selbst war meistens dazu nicht in der Lage. Ein Bergmann, der sich während des Krieges mit dem „Deutschen Gruß“ einen Scherz erlaubte, mußte gleich fünf Monate ins Gefängnis. Er hatte in einem Waschraum lediglich einen Zettel mit folgendem Reim angeheftet: „Gemüse ohne Fett, ohne Brotzeit ins Bett. Magermilch ein Viertel Liter, den ganzen Tag Heil Hitler!“

Von jedem „echten“ Volksgenossen wurde erwartet, daß er eine Hakenkreuzfahne besaß und diese bei offiziellen Anlässen sichtbar aus dem Fenster hängen ließ. Nach dem Einzug der deutschen Truppen in Warschau forderte die Parteiführung: „Es darf kein Haus und kein Fenster ohne Hakenkreuzfahne geben.“

2. Spenden für den Gemeinnutz

Volksgenossen stand es auch gut zu Gesicht, bei den zahlreichen Sammelaktionen der Parteiorganisationen immer wieder freigebig zu spenden. So mußten sie beispielsweise allein in der Zeit von Januar bis Mai 1937 nicht weniger als sieben Sammlungen über sich ergehen lassen:

- 3.1. Straßensammlung durch die SA, SS und NSKK
- 7.1. Sondersammlung der Polizei
- 7.2. Straßensammlung durch Kriegervereine, Kriegsoffer, Reichsluftschutzverband
- 8.2. VdA-Schulsammlung
- 7.3. Straßensammlung durch SA, SS und NSKK
- 21.3. Straßensammlung der DAF
- 10.4. Beginn des Dankopfers der Nation

Zwangsabgaben

Die Unterstützung der Arbeitslosen und Notleidenden, die durch das Winterhilfswerk organisiert wurde, war an und für sich eine gute Sache, der jedermann zustimmen konnte. Die Nazis machten aber aus dieser Sammlung durch die systematische Erfassung eines jeden Haushaltes eine Zwangsabgabe, der sich niemand mehr entziehen konnte. Sie forderten die Menschen z.B. auf, einmal im Monat zugunsten des Winterhilfswerkes auf Fleisch zu verzichten und dafür ein Eintopfgericht am Sonntag zu kochen und die Ersparnisse dem Winterhilfswerk zu spenden. Mit dieser Aktion verschafften sich die sammelnden SS- und SA-Männer an diesem Sonntag Zutritt zu jeder Familie. Eine sonst im privaten Bereich verbleibende Handlung, wie das Essen am Sonntag, wurde politisiert und zu einem Zustimmungs- oder Ablehnungsakt gegenüber dem nationalsozialistischen Regime gemacht.

Die Sammlungen zum Winterhilfswerk waren aber nur ein Teil der zahlreichen Sammelaktionen, die dermaßen überhand nahmen, daß das Regime sich genötigt sah, die Zahl der Sammlungen gesetzlich einzuschränken. Die Industrie konnte sich durch eine pauschale „Adolf-Hitler-Spende“ von den ständigen Sammlungen freikaufen. Die durch die Sammlungen aufbrachten Mittel von erheblichem Umfang entzogen sich jeder Kontrolle, was auf Dauer die Gebefreudigkeit stark beeinträchtigte.

Berger, Thomas, S. 14f.

Häufig wurden bei Straßensammlungen Ansteckplaketten verteilt. Wer gespendet hatte, steckte sich tunlichst eine Plakette deutlich sichtbar an den Kragen. Nur so ließen die Sammler von ihm ab.

3. NS – Feiern

Ein besonderer Ausdruck der Volksgemeinschaft waren die vielfältigen Feiern, die zur seelischen Gleichschaltung aller Volksgenossen beitragen sollten:

Der Feierkalender

Der nationalsozialistische Feierkalender war umfangreich: Dem Tag der Machtergreifung vom 30. Januar folgte am 24. Februar die Parteigründungsfeier und die Aufnahme in die NSDAP. Im März wurde der Heldengedenktag und die Verpflichtung der Jugend gefeiert, am 20. April der Führergeburtstag. Der 1. Mai war nationaler Feiertag und Tag der nationalen Arbeit, der Muttertag und die Sommersonnenwende folgten im Mai und Juni. Im September wurde dann pompös der Reichsparteitag, zu dem Wallfahrten organisiert wurden, in Nürnberg abgehalten. Im Oktober folgte das Erntedankfest, am 9. November war der Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung. Im Dezember folgte das Fest der Wintersonnenwende und der deutschen Weihnacht. Neben diesen zentralen Festen gab es noch örtliche Festveranstaltungen,



Statt Sonntagsbraten ißt man Eintopf aus der Gulaschkanone.

die von den Untergliederungen der NSDAP wie etwa der Hitler-Jugend ausgestaltet wurden. Die Feiern begannen meist frühmorgens mit dem militärischen Wecken und großen Aufmärschen der Gliederungen der Partei. In späteren Jahren wurden die Belegschaften der Betriebe und Behörden zu diesen Feiern kommandiert. Im Mittelpunkt der Feiern standen Reden der Parteigrößen, die mit dem gemeinsamen Singen des Deutschland- und des Horst-Wessel-Liedes beendet wurden.

Berger, Thomas, S. 15f.

„ Massenversammlungen“

Besondere Gelegenheit für eine intensive Propaganda boten die großen nationalen Feiertage des Hitler-Regimes . . . An diesen Tagen fanden große Versammlungen unter freiem Himmel statt, an denen der größte Teil der männlichen Bevölkerung teilnehmen mußte. Der für die Massen eindrucksvollste Teil der Festprogramme waren Märsche zu den Versammlungsplätzen. Diese Märsche führten gewöhnlich über weite Wegstrecken, wobei der einzelne entweder mit der politischen Einheit, der er angehörte, oder unter den Arbeitskameraden seiner Firma oder seines Betriebs mitmarschierte. Die zugrunde liegende Idee war die, daß die Massen ‚die Idee des Nationalsozialismus nicht nur in die Köpfe, sondern auch in die Beine kriegen sollten‘. Dadurch, daß die Massen nach der Zurücklegung langer Wege und nachdem sie stundenlang auf dem Versammlungsplatz gestanden haben, ‚aktiv in der Politik mitgewirkt zu haben‘.

So sinnlos dieser Gedanke, objektiv betrachtet, ist, seine Verwirklichung erwies sich gleichwohl für die Propaganda als sehr wirksam. Die Einschätzung der geistigen Reaktion der breiten Masse als einer äußerst primitiven, die dieser Berechnung zugrunde liegt, erwies sich als richtig . . .

Zentner, Kurt, 1965, S. 319f.

4. Führervergöttlichung

Für viele von ihnen war Hitler, wenn auch nicht gerade Vorbild, so doch zumindest „Retter aus der Not.“ Ein Zeitgenosse sah das so:

„Wir sind wieder wer“

Es gibt wieder Arbeit. Der kleine Mann fragt nicht nach dem Ziel seiner Arbeit. Er sieht nicht, daß das, was ihm Brot gibt, Zerstörung schaffen wird. Auch die Autobahn. Er weiß nur, daß ihm für diese Autobahn der Volkswagen in Aussicht gestellt ist, greifbar und verlockend, denn er soll nur 900 Mark kosten. Er freut sich, daß er schon im voraus mit der Zahlung der kleinen Raten beginnen kann.

Seit der Führer die glänzenden Wehrparaden marschieren läßt, zieht man auch im Ausland wieder den Hut vor dem Verlierer des Weltkriegs. Alle kommen sie angereist, die Botschafter und Diplomaten und berauschen sich am Glanz der Olympiade. Der kleine Mann hört mit dem Volksempfänger. Er hört:

Seit der Führer da ist, sind wir wieder wer! Die Propagandamaschine tut ihre Wortwirkung.

Die Deutschen, das Volk der ‚Dichter und Denker‘, sind anfällig fürs Wort. Das Denken haben viele verlernt.

Finkel, Renate, S. 65.

Wie stark der Blick vieler Volksgenossen auf die Person Hitlers fixiert war, zeigte sich vor allem an dem Interesse, mit dem man seine Reden hörte. Dabei achtete man nicht nur darauf, was der „Führer“ zu sagen hatte, sondern auch auf die Art und Weise, wie er sich mitteilte.

Die Kraft des Führers

Die frische und energische Sprechweise des Führers, die Souveranität, mit welcher er die großen politischen Zusammenhänge aufzeigte, und die gewaltige Siegeszuversicht, die aus allen seinen Ausführungen sprach, hätten die Volksgenossen überzeugt, daß der Führer, entgegen den vielen umlaufenden Gerüchten, noch ganz „der alte“ sei. Die Kraft und die Gläubigkeit des Führers hätten sich auf die Hörer und Leser der Ansprache übertragen und allen Volksgenossen wieder frischen Mut gegeben. In der Belebung des Durchhaltewillens und dem Ansprechen der allgemeinen Kampf-moral habe die besondere Wirkung der Führerrede gelegen.

Aus einem geheimen Lagebericht des Sicherheitsdienstes der SS, in: Boberach, Heinz (Hrsg.), Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1944, Berlin 1965, S. 442.

Die Sportpalastrede

Höhepunkt einer solchen Führervergötterung war die berühmte Sportpalastrede Dr. Goebbels' zum totalen Krieg am 18. Februar 1943: „... Die Engländer behaupten, das deutsche Volk habe den Glauben an den Sieg verloren. Ich frage euch: Glaubt ihr mit dem Führer und mit uns an den endgültigen totalen Sieg des deutschen Volkes? Ich frage euch: Seid ihr entschlossen, dem Führer in der Erkämpfung des Sieges durch dick und dünn und unter Aufnahme auch der schwersten persönlichen Belastungen zu folgen? Zweitens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk ist des Kampfes müde.

Ich frage euch: Seid ihr bereit, mit dem Führer, als Phalanx der Heimat hinter der kämpfenden Wehrmacht stehend, diesen Kampf mit wilder Entschlossenheit und unbeirrbar durch alle Schicksalsfügungen fortzusetzen, bis der Sieg in unseren Händen ist? Drittens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk hat keine Lust mehr, sich der überhandnehmenden Kriegsarbeit, die die Regierung von ihm fordert, zu unterziehen.

Ich frage euch: Seid ihr und ist das deutsche Volk entschlossen, wenn der Führer es befiehlt, zehn, zwölf und, wenn nötig, vierzehn und sechzehn Stunden täglich zu arbeiten und das Letzte herzugeben für den Sieg?

Viertens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk wehrt sich gegen die totalen Kriegsmaßnahmen der Regierung. Es will nicht den totalen Krieg, sondern Kapitulation. (Zuruf: Niemals! Niemals! Niemals!)

Ich frage euch: Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt vorstellen können? ... ”

Unter frenetischem Beifall und dem Rausch einer Massenekstase wurden all diese Fragen mit einem hysterischen Ja-Geschrei beantwortet.

Zentner, Kurt, 1965, S. 318.



Olympische Spiele Berlin 1936. Der „Führer“ kommt; die Führerstandarte wird aufgezogen.

Offiziell hatte der Führer immer recht. Für die Propaganda war er geradezu unfehlbar. Reichsjugendführer v. Schirach scheute sich nicht, Hitler zu vergöttlichen: „Wer Adolf Hitler liebt, liebt Deutschland, wer Deutschland liebt, liebt Gott.“

Kindergartengebet

„Händchen falten, Köpfchen senken und an Adolf Hitler denken, der uns gibt das täglich Brot und uns führt aus aller Not . . . ”

Stresau, Hermann, S. 185.

Hitler, der sich und seine Absichten häufig in Zusammenhang mit der „Vorsehung“ brachte und sich selbst als „tief innerlich religiös“ bezeichnete, geriet damit als „Führer“ der Partei- und Volksgenossen in Konkurrenz zum „Führer“ der Christen. Das war eine schamlose Herausforderung für die Kirchen. Mutige Pfarrer bezogen eindeutig Stellung: „Es gibt nur einen Führer und das ist Gott.“

Im Februar 1936 meldete der Landrat von Bad Kreuznach: „Die katholischen Kirchen sind überfüllt. Selbst in den frühen Morgenstunden sind die Kirchen sehr gut besetzt.“ Da halfen weder Überredung noch Drohung: Gläubige Christen ließen sich nicht zu gläubigen Nationalsozialisten umerziehen. Sie waren zwar bereit, ihre Rolle als Volksgenosse zu spielen, solange man sie mit ihrem Glauben nicht in Gewissenskonflikte brachte, Trost und Geborgenheit aber suchten sie unter Glaubensgenossen in ihrer Kirche, nicht in der Volksgemeinschaft.

Die Parteifunktionäre hörten nicht auf, sich darüber zu beklagen:

Die wirkliche Erbauung

Er beklagte sich darüber, daß zu den öffentlichen Versammlungen und Feierstunden, z.B. an Sonntagen immer nur die kämen, die kommen mußten, und selbst diese vielfach nur auf Dienstbefehl. Er habe diese oder jene Frau gefragt, warum sie am Sonntag nicht im Stadtpark gewesen sei zur Feier. Dann bekäme er regelmäßig die Antwort: wie könne man denn am Sonntag vormittag, wenn die Hausfrau kochen müsse! Aber dieselben Frauen liefen haufenweise in „jenes Gebäude“, wo die Herren, die den Kragen hinten zuknöpfen, ihre Reden hielten. Er begreife nicht, sagte er im Ton aufrichtiger Bekümmernis, was die Leute dort fänden, während die Partei ihnen doch eine wirkliche Erbauung biete, mit guter Musik sogar und Gedichten, wovon die Leute doch wirklich was hätten. Er begreife es nicht.

Stresau, Hermann, S. 292.

Gleich ihm haben sicher manche Nationalsozialisten nicht begreifen können, warum sich ein Großteil der deutschen Bevölkerung nur halbherzig zur Volksgemeinschaft bekannte. Enttäuscht mußten sie feststellen: Alle erwarteten Arbeit und Brot vom Nationalismus, aber nur wenige waren anscheinend bereit, ihm dafür Leib und Seele zu vermachen.

5. Der Traum von der „Betriebsgemeinschaft“

Eine besondere Form der Volksgemeinschaft war die Betriebsgemeinschaft. Sie sollte im nationalsozialistischen Sinne für alle Arbeitenden der Ausdruck eines gemeinsamen Arbeitswillens und einer einheitlichen Arbeitsmoral sein. Erwartet wurde, daß sich jeder arbeitende Volksgenosse mit seiner ganzen Arbeitskraft voll für den wirtschaftlichen und militärischen Aufbau Deutschlands zur Verfügung stellte. Bei einem solchen „Ehrendienst“ — nach dem Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ — kamen Lohnkämpfe, wie man sie von den Gewerkschaften her kannte, überhaupt nicht in Frage. Und so verstand sich auch die Deutsche Arbeitsfront (DAF), „als Organisation aller schaffenden Deutschen der Stirn und der Faust“, keineswegs als Tarifpartner.

Werksharen! Erobert die Betriebe!

Wir haben das Wort zur Tat gemacht — aus den deutschen Betrieben sind stolze Burgen des Gemeinschaftsgedankens geworden. Unsere Werksharen sind die Turmwächter dieser Burgen. Sie werden ihre innere Stärke erst recht erweisen, wenn das Schicksal neue Proben unserer Kraft von uns fordern wird. Der Geist unserer Werksharen, ihr Wollen und ihre Tatbereitschaft sind für immer der Idee des Führers verhaftet. Ihr Wirken und Schaffen wird stets von der mitreißenden Parole getragen sein: Der Führer hat immer recht!

Robert Ley, in: Zentner, Kurt, 1965, S. 250.

Bis zum Kriegsausbruch waren etwa 30 Millionen in die DAF eingetreten. Für die meisten von ihnen: eine reine Formsache. Sie waren sich klar darüber, daß sie dadurch keine finanziellen und sozialen Vorteile zu erwarten hatten. Sie vermieden höchstens Ärger und wurden von den Anwerbern in Ruhe gelassen. Soziale Hilfen und betriebliche Verbesserungen waren — wenn überhaupt — nur von Betriebsleitern zu erwarten. Es gab aber auch genug Arbeiter, denen der Mitgliedsbeitrag für die DAF zu schade war. Vor allem Facharbeiter, die zunehmend gebraucht wurden, machten da nicht mit.

Betriebsgemeinschaft: schön und gut. Aber erstmal mußte für sie die Kasse stimmen! Lang genug hatten sie auf Arbeit warten müssen. Endlich hatten sie welche und jetzt sollten sie für einen Hungerlohn schufte? Da half kein Feiern und Singen, keine nationalsozialistische Verklärung des „schaffenden Deutschen“. Die „Arbeiter der Stirn und der Faust“ wollten für ihre Arbeit anständig entlohnt werden.

Der Regierungspräsident von Niederbayern und der Oberpfalz mußte zu berichten:

Unzufriedene Arbeiter

Verschiedentlich werden die Löhne der Industriearbeiter gegenüber den Lebenshaltungskosten als zu niedrig bezeichnet. Der Landrat von Tirschenreuth berichtet hierzu: Dadurch wird viel Unzufriedenheit un-

ter der Arbeiterschaft verursacht. Einzelne Betriebsführer klagen, daß die Behandlung der Arbeiter immer schwieriger wird; sie seien ständig unzufrieden, einer sei dem anderen neidisch. Von wirklicher Betriebsgemeinschaft sei oft nicht mehr viel zu bemerken.

Broszat, Martin, u. a., S. 285.

Mit der Umerziehung und Gleichschaltung am Arbeitsplatz haperte es auch sonst. In manchen Betrieben wollte allein schon deswegen kein Gemeinschaftsgefühl aufkommen, weil ein Teil der Vorgesetzten nicht bereit war, „einen arbeitenden Volksgenossen ohne Kragen und mit schmutzigem Arbeitskittel“ als „Arbeitskameraden“ anzuerkennen.

6. Ungleiche Arbeitsbelastung

Viele verdroß auch die Ungleichbehandlung im Kriegseinsatz. Die Propaganda tat zwar so, als sei die „Mobilmachung der Arbeitskräfte in der Heimat“ endlich die große Chance zu einem unvergeßlichen Gemeinschaftserlebnis:

Erlebnis der Volksgemeinschaft

Wer aus seiner gewohnten Umgebung neu in die Kriegswirtschaft eintritt, muß mit diesem Schritt ein ihn für das gesamte künftige Leben beeindruckendes Erlebnis verbinden können. Daß Hunderttausende oder Millionen die gewohnte Umwelt aufgeben müssen, ist nicht zu vermeiden.

Hitler bei Siemensarbeitern 1933.



Wohl aber kann und muß erreicht werden, daß mit dem Eintritt in die Rüstungswirtschaft den neuen Arbeitskräften das Erlebnis einer sich in der Betriebsgemeinschaft zusammenballenden Volksgemeinschaft stärker vermittelt wird, als sie es je für möglich gehalten hätten.

Reichsorganisationsleiter der NSDAP (Hrsg.). Der Schulungsbrief. Das Zentrale Monatsblatt der NSDAP, Nr. 43, Berlin, 10. Jahrgang, S. 33.

Was sollte aber das Gerede vom Gemeinschaftserlebnis, wenn die Arbeitsbelastung ungleich war und die einen sich auf Kosten der anderen ein bequemes Leben machten. „Die Bevölkerung wird sehr scharf darüber wachen“, warnte der Regierungspräsident von Oberbayern, „ob der totale Einsatz auch wirklich durchgeführt wird und ob es nicht einzelnen Personen oder Schichten gelingen wird, sich der Verpflichtung zu entziehen.“

Ideologie und Wirklichkeit

Der ideologische Grundsatz, daß die deutschen Frauen in erster Linie die Mütter ihres Volkes zu sein hatten, besaß für Hitler weiterhin unerschütterliche Gültigkeit. Der Mutterfunktion aber drohten „Gefahren auf dem Gebiet des Fraueneinsatzes“, die als „Schädigung unseres gesamten Volkslebens“ — vor allem im Hinblick auf die Gefallenen — „nicht verantwortet werden“ konnten. Und so lieb Hitler nicht nur der Forderung nach der Frauendienstpflicht kein Gehör, sondern er verbot auch, aus den Privathaushalten Hausgehilfinnen für

den Rüstungseinsatz herauszuziehen. Es blieb sogar erlaubt, in einem Haushalt mehrere Hausmädchen zu beschäftigen, denn schließlich „herrsche kein Kommunismus“ in Deutschland.

Doch die hohe Zahl der Frauen, die seit Jahren erwerbstätig waren — und nicht nur in „fraulichen“ Berufen —, ließ sich im Rahmen der Ideologie durchaus rechtfertigen mit der zeitweisen Priorität von Aufrüstung und Krieg: Erst nach vollzogener Expansion, nach dem „Endsieg“, konnten die ideologischen Postulate zur Wirklichkeit werden.

Die Frauen der unteren Bevölkerungsschichten waren also deswegen zum Arbeiten bestimmt, weil sie aus Schichten stammten, in denen Frauenarbeit stets wirtschaftlich notwendig gewesen war. Für Göring war dies zugleich ein Selektionsbeweis für ihren geringeren rassischen und eugenischen Wert. Frauen, deren soziale Herkunft und wirtschaftliche Situation es erlaubte, nicht zu arbeiten, waren damit zugleich als eugenisch „hochwertig“ ausgewiesen und hatten „in erster Linie die Aufgabe, Kinder zu bekommen“. Deshalb durften sie aber erst recht nicht körperlich arbeiten. Darüber hinaus erklärte Göring nur diese Frauen aus den oberen Gesellschaftsschichten zu „Kulturträgerinnen“ — in der nationalsozialistischen Theorie waren es alle deutschen Frauen. Vollends verriet Göring seine elitären Vorurteile gegenüber den körperlich Arbeitenden mit der Bemerkung, diese Trägerinnen von „hochwertigem Kultur- und Erbgut“ dürften nicht „den dummen Reden und dem frechen Gespött der einfachen Frauen ausgesetzt werden“.

Das Bewußtsein einer egalitären „Volksgemeinschaft“ war also weder bei Hitler noch bei Göring vorhanden, und in der Praxis

wurde soziale Gleichheit niemals angestrebt. Ebenso wenig aber glaubte die große Mehrheit der unteren Bevölkerungsschichten an eine „Volksgemeinschaft“. Gelegentlich, diese Parole als Phrase zu durchschauen, bot der Krieg mehr als genug.

Winkler, Dörte, Frauenarbeit im Dritten Reich, Hamburg 1977, S. 118 ff.

Frauen an die Front der Arbeit

Frauen, die der „Mobilmachung“ gefolgt waren, fragten auch bald empört:

„Wo bleibt hier die gleiche Behandlung aller Volksgenossen?“ Stets werde nur auf die Frauen der Arbeiter und „kleinen Leute“ zurückgegriffen, weil diese weder Ausreden noch Beziehungen hätten. „Es ist dringend erforderlich, endlich einmal auf die Frauen zurückzugreifen, die für die Volksgemeinschaft noch nichts getan haben und die auf Grund ihrer günstigen finanziellen Verhältnisse nicht wissen, wie sie die Zeit totschiessen sollen. Das Wort Volksgemeinschaft ist sehr schön, deshalb erscheint es angebracht, daß die behördlichen Stellen die Volksgemeinschaft auch in der Front der Arbeit auf alle Kreise erstrecken.“

Winkler, Dörte, Frauenarbeit im Dritten Reich, in: Focke, Harald; Reimer Uwe, 1979, S. 164.

Was hier für die „Front der Arbeit“ gefordert wurde, galt erst recht für die Kriegsfrente. Immer wieder wurde die Volksgemeinschaft beschworen und von vielen Volksgenossen wie ein Eulenspiegelstreich gegen die Partei gerichtet: Mit der ständigen Forderung nach Gleichbehandlung brachten sie nämlich so manchen „unabkömmlichen“ Parteigenossen in arge Verlegenheit. Die einen beschwerten sich, daß ältere Wehrpflichtige an die Front mußten,

während HJ-Führer und jüngere Parteifunktionäre zu Hause blieben. Wieder andere, wie Landarbeiter und kleinere Landwirte, fanden es empörend, daß im Gegensatz zu ihnen Großgrundbesitzer, die doch gerade was zu verteidigen hätten, „sich ihrer vaterländischen Pflicht entziehen wollten.“ Ihr Fazit: „Von einer Volksgemeinschaft kann keine Rede sein.“

Focke, Harald; Reimer Uwe, 1979, S. 174.

Frühjahr 1938

Die Ernüchterung der Arbeiterschaft schreitet im Bezirk Klingenthal (Instrumentenindustrie) langsam, aber stetig vorwärts. In den ersten Jahren des Hitlerregimes, die im allgemeinen der Arbeitsbeschaffung galten, war die Begeisterung für das Regime sehr stark. Die Hauptsache war für viele, daß sie wieder in Arbeit gekommen waren. Heute, wo zwar noch immer Arbeit in genügendem Maße vorhanden ist, aber die Verdienste kaum noch für das Nötigste reichen, erkennen viele das wahre Gesicht der Nazis.

Da auf eine Änderung der Zustände durch die DAF nicht zu rechnen ist, kommt vielen der Gedanke, daß die ganze Schufterei der vergangenen Jahre eigentlich nichts genützt hat. Immer wieder wird davon gesprochen, daß doch alles nur der Aufrüstung gedient habe. Entweder werde das Treiben zu einem Kriege führen oder es werde bald eine Wirtschaftskrise kommen, wie sie noch von keinem erlebt wurde. Unter diesem Gesichtspunkt hat auch die Besetzung Österreichs nicht die Beachtung gefunden wie in anderen Bezirken.

Schlesien: Eine Tatsache, die uns zu denken geben muß, ist die fortschreitende Entpolitisierung gerade in der Arbeiterschaft. Weite Kreise interessieren sich heute schon für alles andere eher als für Politik. Die Mißstimmung und Unzufriedenheit ist in diesen Kreisen stark genug, da man aber keinen Ausweg sieht, findet man sich ab und richtet sich sein Privatleben neu ein. Man meckert und überläßt es anderen, eine Änderung zu versuchen. (. . .)

Deutschlandberichte, a.a.O., (1938), S. 455f in: Berger, Thomas, S. 156.

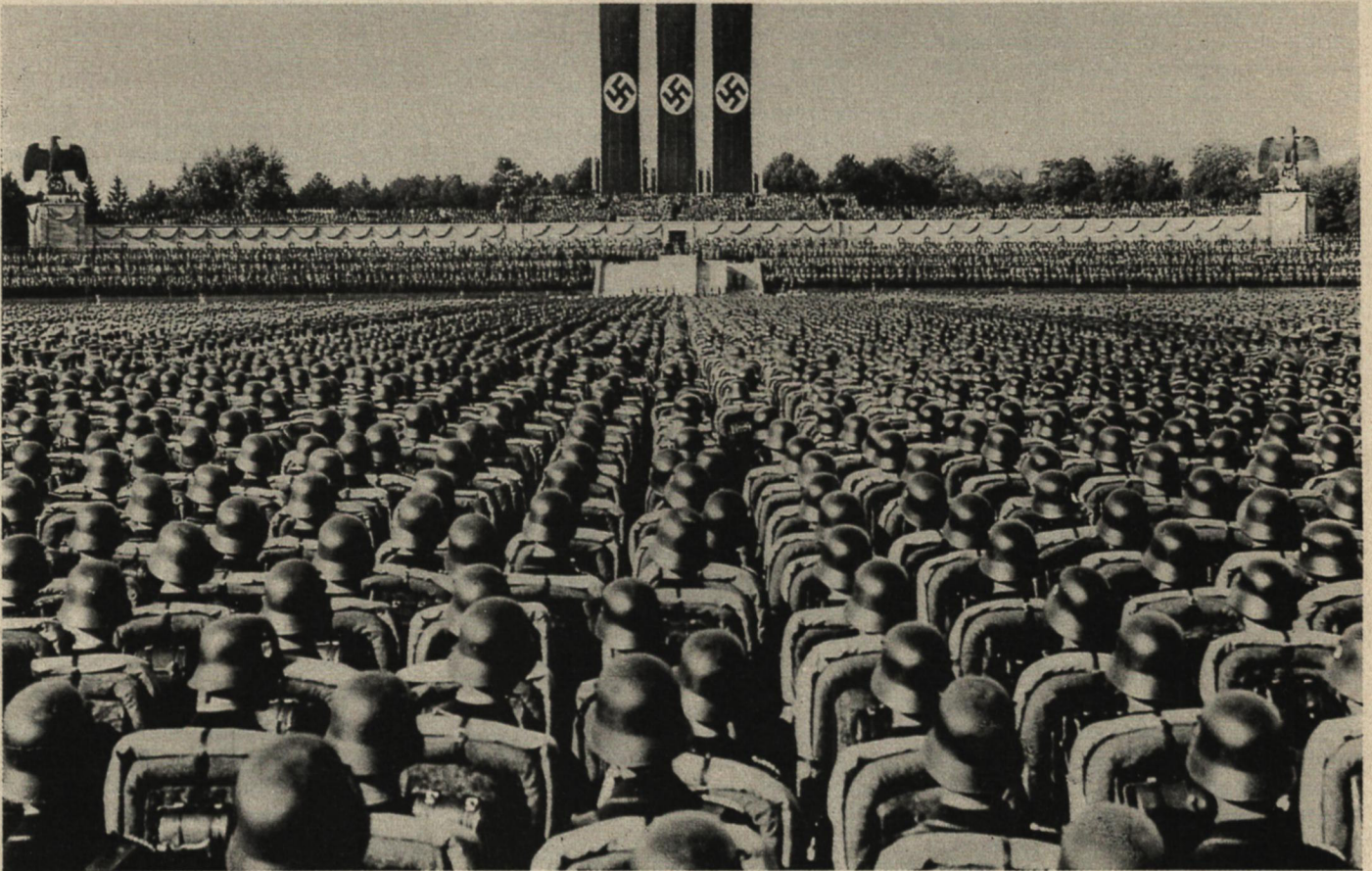
Die Nationalsozialisten hatten ihre „Macht-ergreifung“ immer als „Revolution von unten“ hingestellt und dadurch den Eindruck erweckt, sie wären eine Massenbewegung.

Tatsache ist, daß knapp zwei Jahre danach nur 5% aller Wahlberechtigten Mitglieder der NSDAP waren. Auf 26 Volksgenossen kam ein Parteigenosse. Bedenkt man, daß zwei Drittel dieser Mitglieder erst nach der „Machtübernahme“ in die Partei eingetreten waren, blieb nur eine Minderheit von „alten Kämpfern“. Und selbst die dachten nicht alle das gleiche, wenn sie von „nationalsozialistischer Weltanschauung“ sprachen.

Arbeitsmädchen (weibliche Angehörige des Arbeitsdienstes) werden als Funkerinnen für den Kriegseinsatz ausgebildet.



IV. Leben für die NSDAP



Reichsparteitag 1936 in Nürnberg.

1. Beweggründe der „alten Kämpfer“

Soviel sich heute erkennen läßt, hatte die verhältnismäßig junge Gefolgschaft „alter Kämpfer“ — zwei Drittel waren zwischen 20 und 40 Jahren — recht unterschiedliche Motive. Ein Teil kam aus gutbürgerlichen Elternhäusern, wo man sich nicht damit abfinden wollte, daß der Traum vom glorreichen Aufstieg Deutschlands zur europäischen Großmacht ein für allemal zu Ende sein sollte.

Andere wollten vor allem soziale Hilfe leisten; Menschen einander näher bringen: gesellschaftliche Schranken überspringen. Das war in ihren Augen das „Fortschrittliche“, mit dem sie die Vaterlandsliebe ihrer Eltern übertrumpfen wollten.

Nationalismus — Sozialismus

Es ist merkwürdig: die „sozialistische“ Tendenz, die im Namen dieser „Bewegung“ zum Ausdruck kam, zog mich an, weil sie mich in der Opposition gegen mein konservatives Elternhaus stärkte. Im Gegensatz dazu wurde die nationale Tendenz mir bedeutsam, gerade weil sie dem Geist entsprach, der mich schon seit früher Kindheit durchdrungen hatte.

Maschmann, Melita, S. 18.

Wieder andere waren für die straffe auf Hitler ausgerichtete Partei dadurch „anfällig“ geworden, daß sie von klein auf hatten lernen müssen, sich Autoritäten unterzuordnen. Diese „Anhänger“ kamen übrigens aus allen Schichten der Bevölkerung; vor allem aber aus dem Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft. Ihnen gab die NSDAP die richtungsweisende Vaterfigur.

Bereitschaft zur Unterordnung

Eine ehemalige BDM-Führerin bekennt:

Die ganze Welt bestand für mich aus strenger Hierarchie. Bereitschaft zur Unterordnung galt mir als wichtigstes Element, nicht nur zwischen den Völkern und im eigenen Volk, sondern auch in der Familie. Ich wußte, daß diese Bereitschaft viel Selbstverleugnung verlangte, und ich hatte mich darin von Kind an geübt, wann immer Pappas Herrschaft Furcht und Zittern verbreitet hatte. Ich verbot mir jede Kritik an ihm, denn er war das Oberhaupt.

Finckh, Renate, S. 149.

Und selbst die, die sich gegen ihr autoritäres Elternhaus zur Wehr setzten und sich nicht mehr von ihren Vätern bevormunden lassen wollten, suchten in der NSDAP nach einem neuen, für sie maßgeblichen „Oberhaupt“.

Manche begeisterten sich auch an der Kraft und Brutalität der „Bewegung“. Wem es dreckig ging und wer für sein Schicksal

andere verantwortlich machte, der fand bei den Nazis entschlossene Kumpel. Im „Sturmlokal“ wurde man sich schnell einig, daß die anderen Parteien, das Ausland und die Juden an allem Unheil schuld waren.

2. Alltag der Parteigenossen

Für die Parteiführung waren sie zunächstmal die „Zuverlässigen“. Welches auch immer der Grund gewesen sein mochte, der sie zum Nationalsozialismus gebracht hatte, man sah, wie sie zupackten, wie sie ihre Freizeit für Schulungsabende, Aufmärsche, Straßensammlungen und Werbeaktionen opferten. Zwei Abende in der Woche und Sonntagvormittag: das war die Norm. Nicht selten waren sie Abend für Abend im „Dienst“. Ehefrauen, die sich deswegen beklagten, wurden zurechtgewiesen. Machten sie trotzdem Schwierigkeiten, war das ein Scheidungsgrund. Wer jahrelang durchhielt, war „gläubiger“ Nationalsozialist, wenn auch vielleicht in einem viel naiveren Sinne, als die Parteilideologen erwarteten. Die vielfältige Parteiarbeit prägte die Parteigenossen und verführte sie dazu, nationalsozialistisch zu denken und handeln. Schließlich konnte sich keiner von diesen „alten Kämpfern“ mehr vom Nationalsozialismus distanzieren, ohne sich damit von seinem bisherigen Lebensinhalt zu trennen, was für die meisten von ihnen einer Selbstzerstörung gleichgekommen wäre.

3. Ärger mit den „Märzveilchen“

Kein Problem war dies für die meisten Volksgenossen, die nach 1933 in die NSDAP eintraten und ihre Mitgliedschaft mehr oder weniger als eine Formsache verstanden.

Opportunismus

Ein Berliner Zeitgenosse notierte dazu:

Es müßte eigentlich für die Nazis beunruhigend sein, wie wenig tief das Geschrei von der „Erhebung“ in die geistig führende Schicht der Reichshauptstadt eingedrungen ist. Trotz der Riesenpropaganda, trotz der ständigen Umnebelung der Gehirne bewahrt sich die Berliner Intelligenz noch immer eine innere Selbstständigkeit.

Allerdings machen sie nach außen fast alle mit. Ob aus Angst oder aus der Sucht, bei der rasenden Fahrt nicht aus dem Gleis geschleudert zu werden, ist schwer festzustellen. Leute mit dem frisch angesteckten Parteiabzeichen, die „Märzgefallenen“ oder „Märzveilchen“ (seit 1. April ist Aufnahmesperre in der Partei), sind naiv-schamlos genug, nach forschem Hitler-Gruß sofort von der „Schweinerei“ zu sprechen und den baldigen Sturz des Regimes vorauszusagen. Vor allem die Männer der Wirtschaft haben hier keinerlei moralische Hemmungen. Man profitiert gern am Aufstieg, verdient gigantisch an der „Hitler-Hausse“, ist aber entschlossen, sobald als möglich den „Anstreicher“ und seine Gesellen zum Teufel zu jagen.

Ebermayer, Erich, S. 190.

Nicht zuletzt waren an dieser Entwicklung die Nationalsozialisten selbst schuld. Wichtige Dienststellen in Verwaltung und Schule sollten unbedingt mit „zuverlässigen“ Leuten besetzt werden. Da die Partei aber ziemlich aussortiert war, verfiel ihre Führung darauf, Lehrer und Verwaltungsbeamte pauschal zum Beitritt zu nötigen. Dazu heißt es in einem amtlichen Schreiben:

Die „Bekenner“

Aus vielen Kreisen kommen wieder Beschwerden, daß gerade die Beamenschaft sich nicht so für die Belange des Nationalsozialismus einsetzt, wie man dies von unseren heutigen Staatsbeamten erwarten müßte. Es wurde dabei im wesentlichen auf die wenig aktive Mitarbeit bei Sammlungen sowie auch bei Nachtwachen für den Luftschutz hingewiesen. In manchen Fällen läßt man sogar hauptsächlich den Bauern gegenüber eine gegnerische Einstellung zum nationalsozialistischen Staat durchblicken.

... Man ist in vielen Kreisen noch der Ansicht, daß viele Beamte sich nur deshalb zum Nationalsozialismus bekennen, weil sie sich zu dieser Stellungnahme gezwungen sehen ...

Broszat, Martin, u. a., S. 617.

4. Aufstieg zum Parteiführer

Wer sich als einfacher Parteigenosse bewährt hatte, wurde in der Regel zum Unterführer befördert: Ganz unten stand der Blockleiter, der 40-60 Haushaltungen betreute, indem er sie vor allem wie eine lebende „Wanze“ aushorchte und überwachte. Ihm übergeordnet war der Zellenleiter, der 4-8 Blocks kontrollierte; darüber stand der Ortsgruppenleiter, so etwas ähnliches wie der politische „Boß“ einer Gemeinde oder eines Stadtteils. Was darüber war: Kreis-, Gau-, Reichsleiter, kam mit der Bevölkerung nur noch bei offiziellen Feierlichkeiten in Berührung. Leben mußte man als Volksgenosse mit den Unterführern.

5. Die Partei und die Beamten

In den ersten Jahren der NS-Herrschaft waren bei den Unterführern die „alten Kämpfer“ in der Überzahl. Ihnen gegenüber hieß es auf der Hut sein, besonders dann, wenn sie sich übergangen oder ausgenutzt fühlten. Lange genug hatten sie sich abgerackert, jetzt sollten auch mal die anderen parieren und mitanpacken; allen voran die Beamten. Verärgert machte ein Ortsgruppenleiter aus Trier eine Eingabe an die Kreisleitung:

Die zurückhaltenden Beamten

Immer wieder werden Klagen gegen Beamte laut, die sich auch heute noch der Bewegung gegenüber sehr zurückhalten. Bei ihnen ist an eine Mitarbeit in der Bewegung überhaupt nicht zu denken. Sie fühlen sich in ihrer Stellung als Beamte wieder gesichert und lassen die „Dummen“ die Arbeit machen.

Heyen, Franz-Joseph, Nationalsozialismus im Alltag, Boppard am Rhein 1967, S. 271.

Die Beamten wieder, unter denen es auch verdiente „alte Kämpfer“ gab, beschwerten sich über die unqualifizierte, selbstherrliche Art und Weise, mit der sich Unterführer in Verwaltungsangelegenheiten einmischten.

Verquickung von Partei und Bürokratie

Nach einer bald dreijährigen Dienstzeit im Kreise fühle ich mich verpflichtet, hier nochmals mit aller Deutlichkeit zu sagen, daß der Dualismus der Partei- und Behördenarbeit in Verwaltungsangelegenheiten auf die Dauer unerträglich und geeignet ist, die Aufbauarbeit stark zu gefährden. Diese Auffassung wird nicht nur von mir, sondern auch von alten Parteigenossen, die als langjährige Verwaltungsbeamte leitende Stellen bekleiden, ausgesprochen. Denn gerade diese sind es, die sich mir gegenüber im besonderen Maße beklagen, daß die unteren Parteidienststellen offenbar infolge der Schulung durch ihre übergeordneten

Parteistellen den Standpunkt vertreten, die Behörden seien lediglich ihre Ausführungsorgane.

Aus einem Lagebericht des Landrats von Bad Kreuznach, in: Heyen, Franz-Joseph, S. 263.

6. Korrupte Parteiführer

Auch Berichte über Parteiführer, die sich Unterschlagungen und andere „strafrechtliche Verfehlungen“ zuschulden kommen ließen, waren keine Ausnahme. Selbst höhere Parteifunktionäre gerieten in die Schußlinie.

„Jeder Lump ein Nazi“

Verfasser des Beschwerdebriefes an die Münchner Reichsleitung der NSDAP war ein „alter Kämpfer“, der wegen seiner „unfaßbaren Kritik“ „vorübergehend in Schutzhaft genommen“ wurde. Der Parteigenosse schrieb:

... Im Bezirk Trier ist es vielmehr ein öffentliches Geheimnis, daß von der Gauleitung die Bewegung in erster Linie zur Unterbringung und „Finanzierung der Familie (des Gauleiters) Simon und ihrer Günstlinge verwendet wird ...“

Um jede Kritik nach Möglichkeit auszuschalten, werden alle energischen, gebildeten und urteilsfähigen Mitglieder so lange vergrämt, bis sie sich gerne selber von einer Bewegung zurückziehen, die das auflohen- de Feuer der Begeisterung dazu mißbraucht, um daran nichts anderes als das eigene Bettelsüppchen zu kochen ...

Dazu kommt eine bemerkenswerte Geistlosigkeit aller Veranstaltungen der Partei und ein Verkehrston, wie er vielleicht den früheren Kommunisten angemessen sein mag ...

Die Folge dieser Zustände ist so, wie es nicht anders sein kann: Eine weitgehende Abneigung der besseren Bevölkerung gegen den Anschluß an unsere Bewegung und eine ausgesprochene Zurückhaltung gerade ihrer wertvollsten Elemente, auch derjenigen, die unter anderen Umständen längst ihren formellen Beitritt erklärt hätten. Bezeichnend der in Trier geprägte, furchtbare Satz: Nicht alle Nazis sind Lumpen — aber — alle Lumpen sind Nazis! ...

Heyen, Franz-Joseph, S. 310.

7. Die „Unzuverlässigen“

Bedenkt man, daß in den Händen der Unterführer praktisch die gesamte politische Überwachung der Bevölkerung lag, wird einmal mehr deutlich, wie gefährlich man damals in Deutschland lebte. In jeder Ortsgruppe existierte eine „politische Ortsgruppenkartei“.

Ortsgruppenkartei

Alle zu einem Kreis gehörenden Ortsgruppen sind der politischen Haltung ihrer Bevölkerung entsprechend in drei Gruppen



Reichsparteitag 1937 in Nürnberg. Aufmarsch der Einheiten des Reichsarbeitsdienstes.

einzuteilen . . ." In die Gruppe A kamen alle Ortsgruppen, die „politisch und weltanschaulichen" gesehen, keine Schwierigkeiten machten. In die Gruppe B gehörten Ortsgruppen, in denen es noch „politisch Unzuverlässige" gab. Gruppe C schließlich umfaßte alle Ortsgruppen, denen „ganz besondere Aufmerksamkeit" zuzuwenden war.

Heyen, Franz-Joseph, S. 333.

Die besondere Aufmerksamkeit der Unterführer hatte also den politisch „Unzuverlässigen" zu gelten. Klar, daß bei der Entscheidung darüber, was im einzelnen als politisch unzuverlässig anzusehen war und was nicht, die Ortsgruppenleiter einen gewissen Ermessensspielraum hatten. Um Mißbrauch und Mißverständnisse vorzubeugen, boten die „Ausführungsbestimmungen" Entscheidungshilfen an:

„Unzuverlässige Hoheitsgebiete"

Die politische Unzuverlässigkeit der Bevölkerung ist danach zu beurteilen, in welchem Maße Marxismus, politischer Katholizismus bzw. Bekenntnisfront usw. oder sonstige staatsfeindliche Strömungen die Haltung der Bevölkerung der Partei und dem Staat gegenüber ausschlaggebend bestimmen. Es ist also ein Hoheitsgebiet — politisch gesehen — nicht unzuverlässig, weil z.B. in ihm durchweg oder überwiegend Arbeiter wohnen, sondern es ist nur dann als unzuverlässig zu bezeichnen, wenn die Bevölkerung in ihrer Haltung als nicht zuverlässig anzusprechen ist.

Desgleichen ist die Bevölkerung eines Hoheitsgebietes nicht als politisch unzuverlässig zu bezeichnen, weil sie durchweg oder zu einem überwiegenden Teil, z.B. glaubensmäßig der katholischen Konfession angehört, sondern nur dann, wenn der Bevölkerung die Meinung des Priesters in allen weltlichen Dingen (politischer Katholizismus) maßgeblicher ist als die Forderung der Partei und des Staates.

Heyen, Franz-Joseph, S. 333f.

Die „politische Ortsgruppenkartei" enthielt alle wichtigen persönlichen Daten, die die Voraussetzung für eine totale „Erfassung" und „Gleichschaltung" der gesamten deutschen Bevölkerung war. Auf die besondere Bedeutung dieser Kartei wurde ausdrücklich hingewiesen: „Ich erwarte, daß die Anlegung der politischen Ortsgruppen-Kartei mit entsprechender Sorgfalt und Überlegung vorgenommen wird, da diese Unterlage die Voraussetzung für zu gegebener Zeit zu fassende verantwortungsreiche Entschlüsse ist."

Heyen, Franz-Joseph, S. 331.

Wie die Dinge lagen, mußte sich die Bevölkerung den Ortsgruppenleitern und ihren Helfershelfern mehr oder weniger ausgeliefert sehen. Häufig nahmen Unterführer an Volks- und Parteigenossen persönliche Rache, indem sie diese als „politisch unzuverlässig" anschwärzten. Nicht selten drängten sich auch skrupellose Geschäftemacher in die Partei und besetzten die Unterführerposten nach Art einer Dorf-Mafia.

Statt Begeisterung Eigennutz

Aus Unterfranken wurde im Mai 1939 berichtet:

In Fröhstockheim ist eine kleine Gruppe von Menschen, die mittels der Partei in die Höhe kommen wollen. Aber jeder im Dorfe kennt ja den Nützlichkeitsstandpunkt aller, jeder kennt sehr genau die Vergangenheit des anderen; das trägt nicht dazu bei, die einheimischen Amtsträger beliebt zu machen, im Gegenteil, man verfolgt ihr Tun mit Mißtrauen und Argwohn, man bemüht sich, ihren Eigennutz zu entlarven; niemand glaubt daran, daß sie aus Begeisterung für eine große Sache mitarbeiten!

Broszat, Martin, u. a., S. 410.

Es gab auch Gegenbeispiele. In einer Gemeinde wurde eine Lehrerin, die als gläubige Christin bekannt war, von jüngeren, zugereisten Kollegen, die dem NS-Lehrerbund angehörten, wie eine „Staatsverbrecherin" behandelt und einem regelrechten seelischen Terror ausgesetzt. Sie lag monatelang schwer leidend im Krankenhaus. Diese Frau, die seit vielen Jahren in der Gemeinde lebte, und bei Schülern und Eltern sehr beliebt war, brachte die nationalsozialistischen Unterführer in Gewissenskonflikte. Da auch sie diese Lehrerin seit langem persönlich schätzten, gewährten sie ihr schließlich doch „alle nur mögliche Unterstützung" und nahmen ihretwegen „viele Schikanen von seiten der Kreisleitung auf sich."

Solche Fälle blieben aber die Ausnahme. Sie überforderten das Gros der Unterführer, die sich schon sehr mutig vorkamen, wenn sie einen „politisch Unzuverlässigen" erst einmal verwarnen und nicht gleich denunzierten.

V. Leben in der Furcht der Gestapo

Wie die Nationalsozialisten mit ihren politischen Gegnern nach der „Machtergreifung“ umzuspringen gedachten, hatten sie in Saal- und Straßenschlachten der „Kampfzeit“ unmißverständlich zu erkennen gegeben. Um aber nicht als chaotische Terrorbande in Verruf zu kommen und dadurch Bürgertum und Reichswehr zu verschrecken, rechtfertigten sie ihre „Ordnungsmaßnahmen“ mit selbstgemachten Gesetzen und Verordnungen. Da sie dafür kein Parlament um Zustimmung zu bitten brauchten, war diese „Absicherung“ eine reine Formsache.

1. Ausschaltung von Parteien und Gewerkschaften

So wurden mit Hilfe der „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ (28. 2. 33) zunächst mal alle „gegnerischen“ Organisationen ausgeschaltet.

Unter dem Vorwand, kommunistische staatsgefährdende Gewaltakte abwehren zu wollen, kassierte die NS-Regierung außer der KPD auch gleich SPD und Gewerkschaften.

Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre, die sich noch nicht ins Ausland abgesetzt hatten, wurden — wie es so „fürsorglich“ hieß — in Schutzhaft genommen. Anders war an die meisten von ihnen auch nicht heranzukommen, da sie sich außer ihrer Parteizugehörigkeit nichts hatten zuschulden kommen lassen. Also brachte man sie nicht vor Gericht, sondern zur Geheimen Staatspolizei (Gestapo) und tat, als ob man sie dadurch vor dem „Volkszorn“ schützen wollte.

„Schutzhaft“

Der Landrat von Wittlich erläuterte einigen Kommunisten das so:

Die Schutzhaft wird damit begründet, daß infolge Ihrer Betätigung in kommunistischem Sinne die Bevölkerung von N und darüber hinaus derart gegen Sie aufgebaut ist, daß mit Gewaltmaßnahmen gegen Ihre Person gerechnet werden muß. Die Anordnung der Schutzhaft erfolgt somit zum Schutze Ihrer eigenen Person. Darüber hinaus wäre auch eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung gegeben, wenn es zu den zu befürchtenden Gewaltmaßnahmen gegen Ihre Person kommen würde.

Heyen, Franz-Joseph, S. 87.

Wieweit sich die Bevölkerung über dieses perfide „Zuspiel“ zwischen Partei und politischer Polizei im klaren war, ist schwer abzuschätzen. Immerhin drang doch so einiges davon an die Öffentlichkeit.

Reichsgesetzblatt

Teil I

1933

Ausgegeben zu Berlin, den 28. Februar 1933

Nr. 17

Inhalt: Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat. Vom 28. Februar 1933. S. 83

Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat. Vom 28. Februar 1933.

Auf Grund des Artikels 48 Abs. 2 der Reichsverfassung wird zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte folgendes verordnet:

§ 1

Die Artikel 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 der Verfassung des Deutschen Reichs werden bis auf weiteres außer Kraft gesetzt. Es sind daher Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprecheinrichtung, Anordnungen von Hausdurchsuchungen und von Beschlagnahmen sowie Beschränkungen des Eigentums auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig.

§ 2

Werden in einem Lande die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen nicht getroffen, so kann die Reichsregierung insofern die Befugnisse der obersten Landesbehörde vorübergehend wahrnehmen.

§ 3

Die Behörden der Länder und Gemeinden (Gesetzgebungsorganen) können auf ...

§ 5

Mit dem Tode sind die Verbrechen zu bestrafen, die das Strafgesetzbuch in den §§ 81 (Hochverrat), 229 (Giftbeibringung), 307 (Brandstiftung), 311 (Explosion), 312 (Überfremdung), 315 Abs. 2 (Beschädigung von Eisenbahnanlagen), 324 (gemeingefährliche Vergiftung) mit lebenslangem Zuchthaus bedroht.

Mit dem Tode oder, soweit nicht bisher eine schwerere Strafe angedroht ist, mit lebenslangem Zuchthaus oder mit Zuchthaus bis zu 15 Jahren wird bestraft:

1. Wer es unternimmt, den Reichspräsidenten oder ein Mitglied oder einen Kommissar der Reichsregierung oder einer Landesregierung zu töten oder wer zu einer solchen Tötung auffordert, sich erbietet, ein solches Erbieten annimmt oder eine solche Tötung mit einem anderen verabredet;
2. wer in den Fällen des § 115 Abs. 2 des Strafgesetzbuchs (schwerer Aufruhr) oder des § 125 Abs. 2 des Strafgesetzbuchs (schwerer Landfriedensbruch) die Tat mit Waffen oder in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken mit einem Bewaffneten begeht;
3. wer eine Freiheitsberaubung (§ 239) des Strafgesetzbuchs in der Absicht begeht, sich der Freiheit beraubten als Geisel im politischen Kampfe zu bedienen.

Vernehmung nach Nazi-Muster

In einem anonymen Flugblatt, das zwischen 1933 und 1934 an alle Hamburger Rechtsanwälte und Pastoren verteilt wurde, hieß es:

Der Gesuchte wird mitgenommen und in einem auf der Straße stehenden Auto nach den Großen Bleichen gebracht. Sobald er in den Räumen ist, beginnen die ersten Mißhandlungen. Von fast jedem wird er in irgendeiner Weise getreten oder geschlagen. Dies alles, bevor überhaupt irgendeine Vernehmung stattgefunden hat. Vom ersten

Augenblick an muß man in den Räumen mit den Gesicht zur Wand stehen. Es ist deshalb auch schwer möglich, Personen zu sehen oder wiederzuerkennen. Dann geht es in den nach hinten befindlichen großen Raum. Hier findet die erste Vernehmung statt. Im Raum hängen die verschiedensten Inschriften, z.B. „bitte Ruhe“, „bitte freundlich“, „hier herrscht Ordnung“ und dergleichen. Die Vernehmung beginnt damit, daß ein SA-Mann auf dem Wege nach dem Zimmer durch Tritte in das Gesäß die nötige Vorarbeit leistet. Im Zimmer selbst wird man von mehreren jungen Leuten so-

1933: SA besetzt das Liebknechtshaus in Berlin.



fort mit Schlägen empfangen. Hat die Vernehmung nicht den gewünschten Erfolg, geht es in das von SA-Leuten als Folterkammer bezeichnete Zimmer, SPD und KPD haben je ein Zimmer für sich.

Tyrell, Albrecht (Hrsg.), Führer befehl... Selbstzeugnisse aus der „Kampfzeit“ der NSDAP, Düsseldorf 1969, S. 255.

Die „Schutzhäftlinge“, die das und ähnliches aus eigener Erfahrung hätten bestätigen können, mußten vor ihrer Entlassung unterschreiben, daß sie nichts über die Vorgänge während der Haft erzählen würden. Sicher: diese Schweigepflicht wurde häufig genug gebrochen. Doch wer nicht von sich aus nachfragte, erfuhr auch nichts Näheres. Die schweigende Mehrheit der Bevölkerung schluckte diese brutale „Säuberungsaktion“ recht unbeteiligt.

Alles nicht so tragisch?

Soweit ich beobachten konnte, hat man es eben als eine unerfreuliche Begleiterscheinung der sogenannten nationalen Revolution gesehen und hat eigentlich die, die verhaftet wurden, — sie waren ja nicht lange verhaftet, sie kamen ja immer nach ein paar Monaten wieder — die hat man insoweit bedauert, daß sie eben vorsichtiger sein sollten, oder wie man auf schwäbisch sagt: die hätten ja ihr Gosch halte könne, wie es die anderen auch gemacht haben, dann wäre ihnen an und für sich nichts passiert. Also, man hat es nicht so tragisch genommen. Vor allem, weil es dann ja auch nach ein paar Monaten beendet war.

Burkhardt, Bernd, Eine Stadt wird braun. Die nationalsozialistische Machtergreifung in der Schwäbischen Provinz, Hamburg 1980, S. 142.

2. Abrechnung mit den „Miesmachern“

Kaum, daß die erste große „Säuberungswelle“ vorbei war, ging es den „Miesmachern“ und „Kritikern“ an den Kragen. Emsige Vorarbeit leisteten dafür die Unterführer in den Ortsgruppen.

Totale Überwachung

Überall lauerten Bewacher. Sogar bis in die Küche steckten sie ihre Nase. Unser Blockwart beispielsweise prüfte, ob wir auch wirklich am Sonntag Eintopf kochten. Einmal im Monat war nämlich Eintopf vorgeschrieben. Das Geld, das wir nicht für Fleisch ausgegeben hatten, mußten wir in eine Sammelbüchse stecken. Für viele gab es einfach keine Privatsphäre mehr unter den Nazis. Unser Blockwart, dieser Schnüffler, hätte aus Orwells Roman ‚1984‘ sein können.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, Alltag der Entrechteten, Hamburg 1980, S. 42.

Planmäßig zu neuen Terroraktionen präsentierte die „Reichsregierung“ die entsprechenden juristischen „Rechtfertigungen“, so Weihnachten 1934 das „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei“, wobei den politischen Sondergerichten überlassen blieb, „alle nur denkbaren Äußerungen der Gegnerschaft“ unter Strafe — mit Einschluß der Todesstrafe — zu stellen.

Im August 1938 folgte die „Kriegssonderstrafrechtsverordnung“, mit der „Wehrkraftzersetzung“ geahndet werden sollte. Wehrkraft zersetzte, wer „öffentlich dazu auffordert oder anreizt, die Erfüllung der Dienstpflicht in der deutschen oder verbündeten Wehrmacht zu verweigern, oder sonst öffentlich den Willen des deutschen oder verbündeten Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zersetzen sucht.“

Mit Kriegsbeginn wurde dann auch noch das Abhören ausländischer Sender ausdrücklich verboten. Diese neuen „Rechtsgrundlagen“ machten aus politischen Gegnern Straftäter, für deren Verurteilung Sondergerichte und — als höchste Instanz der „Volksgerichtshof“ zuständig waren.

3. Die Gestapo

Die Gestapo folgte politisch „Auffälligen“ und „Unzuverlässigen“ wie ein Schatten. Selbst wenn die Richter nichts Sträfliches an ihnen feststellen konnten, kamen die Verdächtigen trotzdem in Schutzhaft. Manchmal versuchten die Beamten sogar im Interesse der Angeklagten das Ermittlungsverfahren hinzuziehen, um ihm damit vorerst den Weg ins Konzentrationslager zu ersparen.

Die Gestapo läßt nicht locker

Ein Geistlicher erzählte aus eigener Erfahrung:

Nach etwa 14 Tagen wurde ich von einem älteren Beamten des gewöhnlichen Gerichts nochmal verhört. Nachdem ich diesem meine Aussage dargelegt hatte, meinte der Beamte, daß er mich an sich freischreiben könnte und möchte. „Aber“, sagte er, „wenn ich Sie auch freischreibe, so nützt das doch nichts, denn die Gestapo läßt Sie nicht frei.“

Neuhäuser, Johann, Kreuz und Hakenkreuz. Der Kampf der Nationalsozialisten gegen die katholische Kirche und kirchlicher Widerstand, 1. und 2. Teil, Katholische Kirche Bayern, München 1946, S. 57.

Die Gestapo glich mehr und mehr einem Schreckgespenst, durch das die Bevölkerung verunsichert und eingeschüchtert wurde. Ihre Leute kamen meistens nachts, tauchten plötzlich auf, drangen in eine Wohnung ein und verschwanden dann rasch wieder mit dem „Schutzhäftling“, den sie abholen sollten. Wer sich am nächsten Tag bei den Nachbarn nach dem „Verschwundenen“ erkundigte, bekam zu hören: „Der ist verreist“, oder „Ich weiß nicht. Lassen Sie mich damit in Ruhe.“

Aussätzig

Nach der Verhaftung meines Vaters wurde es für mich schwerer in der Schule. Auch die Nachbarn waren nicht mehr so freundlich wie früher, und ich spürte es jeden Tag mehr, wie sie mir aus dem Weg gingen. Meine Schulkameraden wollten mich auf

1933: Rache an den politischen Gegnern. Die SA richtet „private KZs“ ein.



dem Heimweg nicht bei sich haben. Meine Leistungen in der Schule konnten noch so weit über denen der anderen stehen, doch für die Lehrer waren sie immer unzureichend. Sie schnitten mich und ich wurde, obwohl ich mich immer meldete, nicht mehr aufgerufen. Im Zeugnis stand dann, ich beteilige mich nicht am Unterricht. Die Lehrer hatten immer etwas an mir auszusetzen, denn es war nicht ratsam, einen Schüler zu loben, dessen Vater als Volksschädling hinter Gittern saß. Sie ließen es mich spüren, und stellten mir, wenn überhaupt, verfängliche Fragen.

von der Grün, Max, S. 131.

Die Angst vor der Gestapo steckte wohl den meisten damals tief in den Knochen. Und es gab sicher nur wenige, denen nicht klar war, daß die politischen Leiter ihrer Ortsgruppe sie regelmäßig überwachten und über sie berichteten.

4. „Volksverhetzung“

Wenn trotzdem immer wieder Volksgenossen und sogar Parteigenossen politisch „auffällig“ wurden und sich damit dem Gestapoterror auslieferten, ist das eigentlich unverständlich. Um dieses geradezu selbstmörderische Verhalten besser begreifen zu können, mag es hilfreich sein, sich die Art und Weise dieser „Volksverhetzungen“ an einigen Beispielen bewußt zu machen: So verhaftete die Gestapo

- einen Bäckermeister, weil er zu seinem Angestellten, der als SA-Mann den Boykott jüdischer Geschäfte überwachen mußte, gesagt hatte, er beschäftige lieber zehn Juden als einen Mann wie ihn im Betrieb,
- einen Bergmann, weil er in einer Gastwirtschaft geschimpft hatte: „Die ganze NSDAP sind Halunken, die Regierung sind ‚Pitzebären‘, die für die Bergarbeiter noch nichts getan haben“,
- einen Blockleiter, weil er in einer Gastwirtschaft behauptet hatte, der Kommunismus brauche nicht mehr zu kommen, es sei in Deutschland bereits schlimmer als in Rußland,
- eine 51jährige Frau, weil sie, als das Paket für ihren zu Zuchthaus verurteilten Sohn wieder zurückkam, gesagt hatte, nicht einmal Essen könne man dem armen Bub schicken. Ihr armer Bub müsse hungern. Die Hitler hätten genug zum Fressen. Diese liefen mit dem dicken Schädel herum, die hätten natürlich keinen Hunger ...

Für diese Äußerung bekam die Frau außerdem wegen Wehrkraftzersetzung sechs Monate Gefängnis.

Was vielleicht auf den ersten Blick nach „Heimtücke“, „Volksverhetzung“ oder „Wehrkraftzersetzung“ aussehen mochte, war in Wirklichkeit nur Ausdruck von persönlicher Verärgerung, Enttäuschung und Verbitterung.

Ungeheuerlich, daß Menschen deswegen von der Gestapo verhaftet und ins KZ gebracht wurden. Was aber kaum noch begreiflich ist: Daß es Menschen gab, die solche hingeworfenen Äußerungen der Gestapo hinterbrachten. Wie war das bloß möglich?

5. Denunzianten aus Angst

Zum Teil läßt es sich wohl dadurch erklären, daß ähnlich wie die „Täter“ auch die „Denunzianten“ „unbeherrscht“ reagierten. Wer sich persönlich angegriffen und gekränkt fühlen mußte, wie beispielsweise der Angestellte des Bäckermeisters, versteckte sich als SA-Mann hinter seinem Überwachungsauftrag und meinte, nur seine „vaterländische Pflicht“ zu tun, wenn er einen judenfreundlichen „Volksschädling“ anzeigte. Ein anderes häufiges Motiv, jemand zu denunzieren, war die Angst. Vor allem die Angst, man könnte, wenn man den „Vorfall“ nicht melden würde, für einen Gesinnungsgenossen des Täters gehalten werden.

Ein Gendarm berichtet in recht eigenwilligem Deutsch:

„Göppels-Märchenstunde“

Am Freitag, den 18. 8. um 19.45 Uhr, kam ich in die Küche der Gastwirtschaft D. in Kröpflwirt, Gemeinde Anger. Nachdem ich gerne den Vortrag, der jeden Freitagabend verlesen wird, hören wollte, ersuchte ich Frau D., den Radio aufzudrehen. Während der Verlesung erschien der bei D. in Wohnung befindlicher vom Gauleiter hierher beordnete Wohnungs-Inspektor Josef Gallinger und erklärte, was ist denn da los

am Radio, wer spricht denn. Ich sagte, der Vortrag, der alle Freitag verlesen wird. Gallinger erklärte. Ach, die Göppels-Märchenstunde. Ich erklärte zu Gallinger: Sowas habe ich hiezu noch nicht sagen gehört, worauf mir Gallinger antwortete, in München wird dies allgemein gesprochen. Nachdem die Äußerung des Gallinger öffentlich war, Frau D. und deren Tochter sofort, als Gallinger die Küche verlassen hatten, erklärte, jetzt hat er wieder seinen Mund aufgemacht, wie er sich sowas, wenn sie da sind, nur zu sagen getraut. Nachdem diese Abfällige Äußerung öffentlich war, wurde Bericht an die Staatspolizei Berchtesgaden erstattet.

Broszat, Martin, u. a., S. 672 f.

Es kam auch wiederholt vor, daß Parteiführer einfach ihre Macht mißbrauchten und jemand aus nichtigem Anlaß in „Schutzhaf“ nehmen ließen. So erging es einer Reihe von Geistlichen.

Katholisches Recht und Nazi-Recht

Pfarrer Neururer hatte einem Fräulein seiner Pfarrei, das einen geschiedenen Mann heiraten wollte, als Seelsorger Aufklärung darüber gegeben, daß eine solche Ehe nach katholischem Recht nicht möglich sei. Der geschiedene Mann war aber ein Freund von

Am 2. Mai 1933 bezogen überall im Reich SA-Posten Stellung vor den gewerkschaftseigenen Banken. Von diesem Tag an war gewerkschaftliche Arbeit unmöglich geworden.



Gauleiter Hofer in Innsbruck und teilte diesem mit, daß ob dieser Warnung des Pfarrers Neururer seine geplante Heirat nicht zustande komme. Daraufhin wurde Pfarrer Neururer verhaftet, später nach Dachau und zuletzt nach Buchenwald gebracht. Dort endete sein Leben sehr rasch auf unerklärliche Weise; er wurde eben „liquidiert“.

Neuhäuser, Johann, S. 82.

6. Denunzianten aus Vorsatz

Doch nicht nur Nationalsozialisten, auch schlichte Volksgenossen lernten, sich des Terrors zu bedienen. Denunzieren wurde ein wirksames Mittel, um Leute, die einem im Wege standen, mit Hilfe und auf Kosten des Staates beiseite zu schaffen. Man mußte ihnen nur etwas anhängen können. Und wer es geschickt anstellte, konnte jedem irgendeine „abfällige Bemerkung“ entlocken.

Überall Mißtrauen

Es war eine Zeit, in der man seinem eigenen Bruder nicht mehr trauen durfte, nicht mehr dem Schulfreund, und, es mag unwahrscheinlich klingen, nicht mehr dem Ehepartner. Eheleute beschuldigten sich gegenseitig „staatsfeindlicher“ Umtriebe, und verriet den anderen an die Gestapo, nur weil sie auf diesem Wege den lästigen Ehepartner loswerden wollten.

von der Grün, Max, S. 121.

Selbst Kinder durften sich als staatssicherheitsdienstliche „Petzer“ aufspielen. Sie kamen sich ungeheuer wichtig vor, wenn sie meinten, einen „Volksschädling“ erwischen zu haben und anzeigen zu können:

Kinder als Denunzianten

Irgend jemand erzählte in Gesellschaft Folgendes: ein Mann reist nach H. und besucht dort einen verheirateten Freund. Die Freunde sitzen abends noch lange beisammen und plaudern, zwischendurch fragt der Gast ängstlich, ob auch kein unbefugter Lauscher in der Wohnung sei, und erhält die Versicherung, die Hausangestellte sei fort, die Tür abgeschlossen und nichts zu befürchten. Die beiden sprechen sich also ungeniert aus. Am nächsten Morgen in aller Frühe wird der Gast im Hotel aus dem Bett geholt, von SA- oder SS-Männern, wird bedroht und schließlich, unter schärfster Verwarnung „fürs nächste Mal“, laufen gelassen. Er eilt zu seinem Freund, macht ihm Vorwürfe, sie seien doch belauscht worden, der Freund schwört Stein und Bein, kein Fremder sei in der Wohnung gewesen. Sie fangen schon an, sich ernstlich zu streiten, als die 12jährige Tochter des Hauses hereintritt mit der Eröffnung, sie

habe die Unterhaltung mitangehört und es für ihre Pflicht gehalten, das Gehörte anzuzeigen.

Stresau, Hermann, S. 230.

In einem so gestörten Klima voll gegenseitigem Mißtrauen war höchstes Gebot: Den Mund halten und sich durch nichts und niemand provozieren lassen. Das kostete manchmal eine fast übermenschliche Selbstbeherrschung. Erst recht während des Krieges, da durch Lebensbedrohung, Entbehrung, Trennung und Trauer die innere Anspannung und Gereiztheit der Menschen noch zusätzlich verstärkt wurde. Doch selbst wenn es gelang, nicht aus der Rolle des „braven Volksgenossen“ zu fallen, blieb nicht davor bewahrt, in Verdacht zu kommen. Es gab genug Überängstliche und Wichtigtuer, die lieber einmal mehr Anzeige erstatteten, ehe sie sich dem Vorwurf aussetzten, einen „Vorfall“ nicht pflichtgemäß gemeldet zu haben.

Manchmal hatten die „Verdächtigen“ überhaupt nicht gemerkt, womit sie Argwohn bei ihren Mitmenschen erregten. So auch im folgenden Fall, den ein Zeitgenosse in seinem Tagebuch festhielt:

Verdächtiges Treiben

Bei Hans H. fanden wir eine katastrophale Aufregung vor. Der Ärmste war in den Verdacht geraten, eine Geheimdruckerei zu betreiben. Da er viel nachts arbeitet, dabei sehr poltrig ist, am Tage mit zwei großen Handtaschen voll Bibliotheks-Büchern aus- und eingeht, kamen die Bewohner unter ihm auf den Gedanken, er sei ein verkappter Kommunist. Ich traf ihn in der hellsten Verzweiflung an: die Frau aus dem Stockwerk unter ihm sei in aller Frühe heraufgekommen, um ihn heimlich zu warnen, ihr eigener Mann dürfe nichts davon wissen, da er ihr sonst die Knochen entzwei schlänge. Dieser finstere Ehemann habe den Portier, der Scharführer in der SA sei und politischer Leiter obendrein, auf sein, H.s verdächtiges Treiben aufmerksam gemacht. Hans wühlte in Haufen von alten Zeitungen und Zeitschriften der Systemzeit; da er alles aufzuheben pflegt, fanden sich ganze Stöße der „Welt am Abend“, des „Tagebuchs“, der „Weltbühne“, die er mich mitzunehmen beschwor, da eine Haussuchung sicher bevorstehe. Ich riet ihm, die Haussuchung hinauszuerwerfen, wenn sie kämen, er habe sich nichts zuschulden kommen lassen usw. usw. Er war nicht zu beruhigen.

Stresau, Hermann, S. 107.

Wer überleben wollte, durfte selbst nicht ins Fadenkreuz der heimlichen Späher kommen. Die NS-Führung hat es meisterhaft verstanden, diese totale Verunsicherung der Bevölkerung bis zum Schluß zur Stützung ihrer eigenen Macht auszunützen. So entstand mit der Zeit ein fast lückenloses Überwachungsnetz. Ein Mitglied der studentischen Widerstandsgruppe „Die

weiße Rose“ versuchte in einem Interview deutlich zu machen, was sich die Nachkriegsgeneration gar nicht vorstellen kann:

Durchsetzt mit Spitzeln

Wenn sich junge Leute hinstellen und fragen: „Warum habt Ihr nicht...? dann kann ich nur sagen: Die haben keine Ahnung! Alles war ja durchsetzt mit Spitzeln, die Gestapo war unerhört raffiniert, unerhört schnell. Im Gefängnis konnte ich mit vielen verschiedenen Gruppen sprechen: Überall war's dasselbe Bild. Der Krieg hatte das Überwachungssystem noch unheimlich verschärft. Da gab's dieses Netz von Abhängigkeiten, an jedem Bahnhof ein Polizist, an jeder Ecke Ausweiskontrollen. Da war kaum ein Durchkommen.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 66.

Was so viele Menschen vorübergehend oder auf Dauer ins KZ brachte, war der Mut der Verzweifelten; unkontrollierte Ausbrüche, aus Wut, Schmerz und Enttäuschung, ohne Belang für die Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten.

7. Widerstand nach Plan

„Geheime Wühlarbeit“

Widerstand, der treffen sollte, mußte geplant und organisiert werden. Dort, wo sich Menschen in einer unsichtbaren Gemeinschaft gefunden hatten, taten sich politische Leiter schwer. Mit Blick auf die „geheime Wühlarbeit“ der „schwarzen Brut“ bekannte ein Ortsgruppenleiter: „Es ist auch ganz eigenartig, daß keiner den Mut aufbringt, mir oder einem der Zellen- oder Blockleiter etwas mitzuteilen, damit man einen solchen Burschen doch endlich einmal fassen kann!“

Broszat, Martin, u. a., S. 525.

Arbeit im Untergrund

Nicht minder als die Geistlichen haben Kommunisten und Sozialdemokraten versucht, Volksgenossen durch „Aufklärung“ vom Nationalsozialismus abzuziehen. Für sie war die Arbeit mit Parolen, Flugblättern und Druckschriften noch beschwerlicher und gefährlicher, weil sie nur aus dem Untergrund heraus aktiv werden konnten. Ein „Verbindungsmann“ berichtet: Ein Kurier aus Mönchengladbach holte das Material ab. Er verteilte es an vier weitere Leute, die ich aus Sicherheitsgründen schon nicht mehr kannte. Die gaben es dann wieder weiter. Manchmal schoben wir auch Flugblätter unter die Haustüren und legten sie in Telefonzellen. Aber nicht in großen Massen, das war zu gefährlich. Die Nazis stellten dann sofort intensive Nachforschungen an.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 38f.

Manchmal verstaute sie ihre Flugblätter auch in hohlen Fahrradlenkern, Zwiebackpaketen oder ließen sie wie Riesenkonfetti aus einer Turmspitze auf die Straße flattern.

Not macht erfinderisch

Wir mußten uns immer wieder etwas Neues einfallen lassen. So haben wir zum Beispiel ‚Liebespaare‘ organisiert, die Koffer zur Bahn brachten; Liebespaare, weil diese ohne Aufsehen längere Zeit nebeneinander stehen konnten, neben sich einen Koffer abgestellt. Am Boden des Koffers war ein großer Gummistempel, und dieser Gummistempel stempelte eine Parole gegen die Nazis, wieder mit unsichtbaren Chemikalien, die sich erst bei Tageslicht entwickelten. Das haben wir an vielen Stellen gemacht, auch am Ehrenmal in München.

Als letztes Beispiel möchte ich eine wohl aus Diskussionen entsprungene Idee nennen: Es gab längs der Stadtbahn in Berlin einen begrünten Abfallhaufen, eine Art Abfallhalde. Die Idee war, dort guten flüssigen Kunstdünger aus Kanistern daraufzugießen; die begossenen Stellen würden sicherlich intensiver grünen. Wir haben also ‚Nieder mit Hitler‘ mit einem wachstumsfördernden Düngemittel hingemalt, und tatsächlich: Nach einigen Wochen konnte man von der Stadtbahn aus — ich habe es mir selbst angesehen — unsere Parole gegen Hitler in Grün lesen. In den vorbeifahrenden Zügen haben sehr viele Köpfe in diese Richtung geschaut, es hatte sich also ganz offenbar bei den ständigen Benutzern dieser Strecke schnell herumgesprochen, was man da beim Vorbeifahren zu lesen bekommen konnte.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 48.

Nichts blieb ungenutzt. Sogar auf „legalen Informationswegen“ versuchte man sich einzuschmuggeln:

Geheimcode

Es gab eine Wochenzeitung in Stuttgart, ‚Die Sonntagszeitung‘, die von einem interessanten Mann namens Schairer herausgegeben wurde. In dieser Zeitung habe ich jede Woche einen Leitartikel veröffentlicht. Der interessanteste Artikel war vielleicht der, in dem das Schema der deutschen Aufrüstung und ihrer Finanzierung genau beschrieben war. Ich beschrieb aber die japanische Aufrüstung, mit Yen statt mit Mark, und habe den Gruppen, in denen das gelesen wurde, sagen lassen, daß sie jetzt nur Yen in Mark umändern müßten, dann hätten sie genau das Schema und könnten darüber diskutieren, wie Schacht die deutsche Aufrüstung finanzierte.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 49.

Dabei bemühte man sich, so unauffällig wie möglich zu erscheinen. Um nicht in eine Gestapo-Falle zu tappen, wurden bestimmte Kennzeichen an Wohnungen ausgemacht, die signalisierten, ob Gefahr drohte oder nicht:

Tarnung für Sozialisten

Zum Beispiel hing ein Vorhang in einer bestimmten Art an einem Fenster, wenn ich mit der Eisenbahn von Berlin nach Hannover kam. Kurz vor der Einfahrt in den Hauptbahnhof guckte ich also auf der Seite hinaus.



Eine Gruppe von Verhafteten beim Eintreffen im ersten „offiziellen“ KZ, dem vom damaligen Münchner Polizeipräsidenten Heinrich Himmler eingerichteten Lager Dachau.

Ich konnte genau feststellen: in diese Wohnung kannst du gleich gehen, war in fünf Minuten da und fühlte mich ganz sicher. In Braunschweig wußte ich, wenn ein Schlüssel an einer bestimmten Stelle liegt, dann kann ich in Ruhe jederzeit aufmachen und reingehen . . . usw., usw. Ich weiß diese Verabredungen nicht mehr alle, aber ich habe damals Dutzende solcher Verabredungen im Kopf haben müssen; anders konnte man sie ja nicht mit sich herumtragen . . .

Geeignet waren sehr gute Hotels — so der Kaiserhof in Berlin. Niemand erwartete, daß ein Sozialist, der illegal arbeitete, dort seinen Treffpunkt hatte. Einen Betriebsrat aus Essen traf ich im Krupp-Hotel in Essen. Als er in das Zimmer kam, war das erste, was er sagte: „Das ist aber eine großartige Idee. Hier fühlt man sich wirklich sicher.“ Wir konnten beide etwa eine Stunde ohne jede Störung sprechen.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 45.

Sehr geschickt wurden auch „Kontakte“ arrangiert: Es bildeten sich „lose Zirkel, Gruppen und Tischgesellschaften“, die „von Zeit zu Zeit zwanglose Zusammenkünfte veranstalteten.“ Ehemalige, in der SPD führende Personen, trafen sich häufig, wie ein Stadtrat zu berichten wußte, zu angeblichen Spaziergängen in Gruppen von zehn bis zwölf Personen. Hier wie dort wurden durch spurenlose „Mundpropaganda“ Informationen und Aufträge weitergegeben. Einem anderen Stadtrat fiel auf, „daß frühere Führer der SPD in letzter Zeit häufig um die Ausstellung von Wandergewerbescheinen zum Handel mit geringwertigen Gegenständen des Hausbedarfs nachsuchten.“ Zugleich bedauerte er: „... obwohl der Verdacht sich aufdrängte, daß hier unter dem Deckmantel eines Handelsbetriebes eine versteckte illegale Tätigkeit entfaltet werden soll, reichen die gesetzlichen Grundlagen nicht aus, um hier vorzubeugen . . .“ Broszat, Martin, u. a., S. 223.

8. Widerstand in Zwischentönen

Ähnlich ratlos standen die Nationalsozialisten häufig vor den politischen „Scherzen“ der Humoristen und Satiriker. Zwar drohte die Parteiführung mit dem Heimtückegebot, wenn „Maßnahmen von Partei und Staat oder führende Männer des Nationalsozialismus der Lächerlichkeit preisgegeben“ würden, aber wer sich als liberaler Spaßmacher auf einen „Widerstand in Zwischentönen“ verstand, konnte schon mal eine Lippe riskieren. Ungemein mutig waren die Büttendredner des rheinischen Karnevals. Am liebsten hätten ja die KdF-Organisatoren den Karnevalsbrauch in die staatlich veranstaltete Massenunterhaltung eingeordnet und die Gecken aus der Bütt zu parteihörigen Hofnarren umgeschult. Aber daraus wurde nichts. Gleichsam mit einem Fuß im KZ standen die „narrischen Widerständler“ tapfer mit dem anderen Bein in der Bütt. In Mainz bekannte 1933 der „narrische Reichskanzler“ tollkühn:

Jetzt mach' ich schun, nur zum Pläsier
Im neunten Jahr mein'n Versche hier,
Doch hat mei Herz vor Ängstlichkeit
Noch nie gebobbt so wie heut.

Zu reden hier heut braucht man Mut,
Weil, eh mer sich vergucke tut,
Als Opfer seiner narr'schen Kunst
Kann einquartiert wer'n ganz umsonst.
Drum hab' ich vorhin aach ganz nah
Verabschied mich vun meiner Fraa,
Und rief beim Auseinandergehn:
Wer weiß, ob wir uns wiedersehn!

Zentner, Kurt, 1966, S. 102.

Zähneknirschend schluckte die Mainzer Parteileitung ersteinmal solch bittere Späße, konnte es sich dann aber doch eines Tages nicht verkneifen, sich beim „Elferrat“ mit einem Horrorschock zu revanchieren. Aschermittwoch 1935 ließ Gauleiter Sprenger

das gesamte Komitee des Mainzer Carneval-Vereins verhaften und in das Mainzer Central-Hotel vorführen. Ein Augenzeuge berichtet über diese „Sonderaktion“, die eine unverhüllte Warnung an die Karnevalisten darstellte, sich in ihrer Kritik mit dem Regime mehr zu arrangieren: Polizeibeamte in Zivil holten am Morgen des Aschermittwochs sämtliche Mitglieder des Elfferrates aus den Betten. Beim Carneval-Präsidenten erschien der Polizeidirektor selber. Den der Staatspolizei „sattsam bekannten“ Büttenrednern Martin Mundo und Seppel Glückert ließ man keine Zeit zur Toilette und zum Rasieren. Den Angehörigen saß der Schreck in den Gliedern, wenn ihnen auch bald nach der Abführung der Männer eröffnet wurde, es sei ja „nur ein Scherz“. Man sperrte die ernüchterten Komiteemitglieder im Central-Hotel in einen separaten Raum, Polizeibeamte postierten sich zwischen den einzelnen Männern — bis um 11.11 Uhr sich die Tür öffnete und der Gauleiter seinen „Schutzhäftlingen“ gegenüberstand. Es gab ein „Katerfrühstück“, aber auch den dümmlichen Hinweis, die Narren müßten sich „verantworten“.

Zentner, Kurt, 1966, S. 103.

Doch die Mainzer Büttenredner ließen sich nicht beirren. Im Jahr darauf glossierte einer von ihnen den bösen „Gauleiterstreich“:

Hier Kritik zu üben frei —
So an Dachau knapp vorbei —
Freude auslöst, immer wieder
Auch bei euch — ich kenn' euch Brüder!
Ihr habt recht, warum aach nit?
Wozu hammer dann die Bütt? —
Um zu hören mit Gemüt,
Was mer nit zu lese krieht!

Zentner, Kurt, 1966, S. 103.

Ein anderer wollte kein Wort mehr von Politik sprechen, „nur über den Hering“:

Schule ist nicht Heringspflicht,
Auch sein Landjahr macht er nicht,
Vun Politik versteht er nix,
Kimmt statt nach Dachau — in die Büchs!
Hering dun sich nit bekleckern,
Dun nit maule, un nit meckern,
Schwimmen ohn' sich aufzuregen
Ihrem Schicksal stumm entgegen!
Übern Hering ohne Frage
Kann en Redner alles sage;
Er fühlt sich durch seine Rede
Niemaals uff de Schwanz getrete!

Zentner, Kurt, 1966, S. 103.

Politische Witze

Politische Witze kursieren in großer Zahl, und manche sind sehr gut, manche sehr bössartig, wie die Geschichte mit dem Hund, den das Führerauto, mit Hitler, Goebbels und anderen Paladinen im Sitz in einem Dorf totfährt, worauf Hitler einen nach dem anderen in die Kneipe, vor der sie halten, schickt, um eine Entschädigung für den Hund zu bieten und sich wundert, warum die Herren nicht wiederkommen. Er schickt schließlich Goebbels hinein, der nach einer Weile verdutzt wiederkommt

und berichtet, er habe die anderen vergnügt saufend gefunden, und als er dem tauben Wirt ins Ohr schrie: „Der Hund ist tot“, sei auch ihm eine Runde angeboten worden . . .

Sehr hübsch und bezeichnend übrigens auch die Geschichte, wie Hitler ein großes Werk in Berlin besichtigt und Betriebsführer fragt, ob denn auch Sozialdemokraten unter der Belegschaft seien. Gewiß, antwortet der Direktor, etwa 40 %, — aber es seien, beruhigt er den Führer, unentbehrliche Facharbeiter. Nun, wenigstens sei der Betrieb wohl von Kommunisten gereinigt? Leider nein, die übrigen 60 % seien KPD-Leute. Der Führer tobt: und wo sind die Nationalsozialisten? „Nationalsozialisten sind sie doch alle!“

Stresau, Hermann, S. 161.

Flüsterwitze

GOTT ERHALTE . . .

Bei einem Berliner Juden findet Haussuchung statt. Die Gestapobeamten finden auch ein Hauptbuch und hoffen, seinen Schiebergewinnen auf die Spur zu kommen. Aber als sie es aufschlagen, steht auf der ersten Seite: Gott erhalte Adolf Hitler, auf der zweiten: Gott erhalte Dr. Goebbels. Sie geben das Buch zurück und verabschieden sich freundlich, von der Loyalität des Mannes überzeugt. „Gott der Gerechte“, sagt der Jude zu seiner Frau, „welch Glück, daß sie nicht weitergeblättert haben!“ Er zeigt ihr die vierte Seite, darauf steht ebenfalls: Gott erhalte Ernst Röhm, aber darunter nachgetragen: Bereits erhalten am 30. Juni 1934.

DIPLOMATISCHE MISSION

Im Jahr 1935 schickt Hitler Herrn von Papen nach Rom, um den Papst für den Nationalsozialismus zu gewinnen. Aber der große Diplomat kommt unverrichteter Sache zurück. Hitler beauftragt Goebbels, aber auch der erreicht nicht mehr als einen kleinen Beitrag zur NSV. Nun wird Göring mit der wichtigen Aufgabe betraut. Und siehe da: Schon nach drei Tagen erhält Hitler folgendes Telegramm: Auftrag ausgeführt. Papst tot. Vatikan brennt. Tiara paßt. Dein Heiliger Vater.

VON DER WIEGE BIS ZUM GRABE

Die gewaltige NS-Organisation wird weiter ausgebaut. Nach der SA und SS erfaßte man die Jüngeren in der HJ, die noch Jüngeren im Jungvolk, die Jüngsten werden in den NS-Kindergärten geschult, und jetzt sollen auch die Säuglinge organisiert werden. Sie tragen dann den Titel: „AA-Männer“!

DIE DEUTSCHE WEIHNACHTSGANS

Wie muß sie sein? Fett wie Göring, schnatternd wie Goebbels, braun wie die Partei und gerupft wie das deutsche Volk.

WEIHNACHTEN

vollzog sich 1943 nach folgendem Programm: Die Engländer setzten die Christbäume, die Flak lieferte die Kugeln, Goebbels erzählte uns Märchen, und wir saßen im Keller und warteten auf die Bescherung.

FAMILIENLEBEN

„Mein Vater ist SA-Mann, mein älterer Bruder in der SS, mein kleiner Bruder in der HJ, die Mutter in der NS-Frauensschaft und ich im BDM.“ „Ja, seht ihr euch denn bei dem vielen Dienst auch einmal?“ „O ja, wir treffen uns jedes Jahr auf dem Parteitag in Nürnberg!“

ZWEI IRRENÄRZTE

begegnen einander. Der eine grüßt: „Heil Hitler!“ Darauf der andere: „Heil du ihn!“

ZWEI INSERATE

1933. Echter van Dyck gegen arische Großmutter zu tauschen gesucht!

1943. Goldenes Parteiabzeichen gegen nichtarische Großmutter zu tauschen gesucht.

VOLKSSTIMMUNG

Hitler möchte direkt erfahren, wie das Volk über ihn denkt. Er verschafft sich eine Perücke, schneidet sich den Bart ab und begibt sich auf die Straße. Den ersten besten, den er trifft, fragt er: „Was denken Sie über den Führer?“ Der Mann flüstert: „Das kann ich Ihnen hier auf der Straße nicht sagen“ und führt Hitler in eine Seitengasse, betritt mit ihm ein Hotel, geht mit ihm in ein Zimmer, sieht dort unters Bett, verschließt die Türe, kontrolliert die Schränke und deckt das Telefon mit einem Kissen zu. Dann nähert er sich Hitler und flüstert ihm ins Ohr: „Ich sympathisiere mit dem Führer!“

Zentner, Kurt, 1966, S. 150.

Doch auch diese kleine „Entlastung“ wollte die Partei- und Staatsführung ihrer Gefolgschaft schließlich nicht mehr gestatten.

Witz-Verbot

In einem geheimen Lagebericht des Sicherheitsdienstes der SS von 1943 heißt es:

Das Erzählen von staatsabträglichen und gemeinen Witzen, selbst über die Person des Führers, habe seit Stalingrad erheblich zugenommen. Bei Gesprächen in Gaststätten, Betrieben und sonstigen Zusammenkünften würden die Volksgenossen sich gegenseitig die „neuesten“ politischen Witze erzählen und dabei vielfach keinen Unterschied zwischen solchen einigermaßen harmlosen Inhalts und eindeutig gegnerischen machen. Selbst Volksgenossen, die sich kaum kennen, würden politische Witze austauschen. Offenbar setzte man gegenseitig voraus, daß einer heute schon jeden Witz erzählen könne, ohne mit energischer Abfuhr, geschweige denn Anzeige bei der Polizei, rechnen zu müssen. Das Gefühl dafür, daß das Anhören und Weitererzählen politischer Witze eines gewissen Schlages für den anständigen Deutschen und Nationalsozialisten einfach eine Unmöglichkeit ist, sei weiten Kreisen der Bevölkerung und auch einem Teil der Parteigenossenschaft, offenbar abhanden gekommen.

Boberach, Heinz, 1965, S. 417.

Gewiß: der „Widerstand in Zwischentönen“ — ob als zeitkritische Büttenrede oder als politischer Witz — konnte bei weitem nicht die Terrorherrschaft des Nationalsozialismus so direkt anklagen und in Frage stellen, wie es die Kirchen und sozialistischen Untergrundkämpfer vermochten. Aber eins machte er doch zumindest deutlich: Es gab trotz Einschüchterung und Verunsicherung durch politische Leiter und Gestapo für die meisten Deutschen noch immer eine gemeinsame Verständigungsbasis. Im spontanen Auflachen der Zuhörer und Gesprächspartner löste sich der Widerspruch zwischen Dabeisein und Alleinsein, zwischen „nationalsozialistischer Persönlichkeit“ und menschlicher Individualität.

VI. Leben als „Unerwünschter“

„Nein, Juden sind keine Menschen! Wir sprechen ihnen jedes Menschtum ab . . . Wir haben den Juden am eigenen Körper kennengelernt, und daher werden wir nicht ruhen, bis er vernichtet ist.“ So Gauleiter Lauterbacher 1943 in Hildesheim, als die „Endlösung der Judenfrage“ längst grausige Wirklichkeit war. Der Leidensweg deutscher Juden begann schon kurz nach der „Machtergreifung“, nachdem man zunächstmal die politischen Gegner ausschaltete hatte.

Hitlers Juden-Bild

Nein, der Jude besitzt keine irgendwie kulturbildende Kraft, da der Idealismus, ohne den es eine wahrhafte Höherentwicklung des Menschen nicht gibt, bei ihm nicht vorhanden ist und nie vorhanden war. Daher wird sein Intellekt niemals aufbauend wirken, sondern zerstörend und in ganz seltenen Fällen vielleicht höchstens aufpeitschend, dann aber als das Urbild der „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Nicht durch ihn findet irgendein Fortschritt der Menschen statt, sondern trotz ihm . . .

Er (der Jude) ist und bleibt der ewige Parasit, ein Schmarotzer, der wie ein schädlicher Bazillus sich immer mehr ausbreitet, sowie nur ein günstiger Nährboden dazu einläßt. Die Wirkung seines Daseins aber gleicht ebenfalls der von Schmarotzern: wo er auftritt, stirbt das Wirtsvolk nach kürzerer oder längerer Zeit ab . . .

Je höher er klimmt, um so lockender steigt aus dem Schleier der Vergangenheit sein altes, ihm einst verheißenes Ziel heraus, und mit fiebernder Gier sehen seine hellsten Köpfe den Traum der Weltherrschaft schon wieder in faßbare Nähe rücken . . .

Wenn wir all die Ursachen des deutschen Zusammenbruches vor unserem Auge vorbeiziehen lassen, dann bleibt als die letzte und ausschlaggebende das Nichterkennen des Rasseproblems und besonders der jüdischen Gefahr übrig.

Hitler, Adolf, Mein Kampf, S. 332, 334 f.

Entsprechend meinten die Nationalsozialisten mit den 500.000 deutschen Juden verfahren zu können. Als handele es sich hier gar nicht um Lebewesen, so wurde diese Minderheit von knapp 0,8% Staatsbürgern auf zunehmend entwürdigende Weise behandelt und planmäßig wie Unkraut „ausgemerzt“.



Wie in Österreich und der Tschechoslowakei begann auch in Memel unmittelbar nach dem deutschen Einmarsch der Terror gegen die Juden. Tausende flohen nach Litauen. Dieses Bild der verschüchterten Kinder, die an der Hand ihrer Eltern durch ein Spalier grinsender SA-Leute zum Bahnhof flüchten, erschien wenige Tage später in der englischen Presse.

1. Deutsche Juden als gute Deutsche

Was half es, daß viele dieser Juden sich für gute Deutsche hielten?

Ein jüdischer Lehrer meinte treuherzig, als die Gestapo ihn suchte: „Ich dachte, ich müßte mich wohl stellen, schließlich bin ich doch immer noch preußischer Beamter, und wenn die Polizei mich abholen will, dann kann ich mich doch nicht einfach verstecken.“

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 113.

Nationalistische Juden

Unter den jüngeren Juden waren nicht wenige, die sich an Hitlers „außenpolitischen Erfolgen“ begeisterten. Einer schwärmte:

Deutschland war wieder wehrhaft und nicht länger der Willkür seiner Feinde ausgeliefert; zerissen war der Versailler Vertrag. Bedeutete dies nicht das Ende einer gewaltigen Ungerechtigkeit und Schmach? (Ähnlich empfand ich den Anschluß Österreichs im ersten Augenblick als Wiedergutmachung eines feindlichen Gewaltaktes.)”

König, Joel, S. 83.

Der eine oder andere ging sogar in die Partei oder SA.

Jüdische Abstammung

Ein Gendarm geriet in Verlegenheit, als er berichten mußte:

Wie ich nachträglich erfahren habe, ist der Obmann der Kriegsopferversorgung, der verheiratete Invalide Konrad Schmitt in Unterweilersbach jüdischer Abstammung. Der Urgroßvater war Jude, der Großvater ließ sich taufen. Die Feststellung der Abstammung des S. erregte etwas Aufsehen. S. ist bei der SA-Reserve. Er ist vaterländisch eingestellt und auch sonst in jeder Beziehung verlässlich.

Broszat, Martin, u. a., S. 66.

Nicht einmal am Aussehen ließ sich die Abgrenzung zwischen Deutschen und Juden eindeutig durchhalten. Manchmal wurde es in der Schule geradezu peinlich, wenn die einzigen in der Klasse mit „arischen“ Schädellaßen ausgerechnet jüdische Schüler waren. Eine Zeitgenossin berichtet aus ihrer Schulzeit:

Andersartig

Eines Tages flüstert mir eine in der Klasse zu: „Du, wir haben fünf Judenmädle in der K্লাß.“

Sie nennt mir ihre Namen. Drei von ihnen habe ich immer wegen ihrer vornehmen Kleider bewundert. Sie wohnen auf dem Schloßberg, wo nur Leute wohnen, die viel Geld haben. Ihre Väter haben sogar ein Auto. Die beiden andern aber sehen aus wie arme Kinder. Eine hat ein ganz gelbes Gesicht, ist dick und häßlich.

Aber sie sind eigentlich alle fünf nicht anders als andre Kinder. Sie werden es erst, weil eine gesagt hat, sie seien Juden.

Finckh, Renate, S. 46.

2. Bürgerlicher Antisemitismus

Wie verhielt es sich nun mit dem bürgerlichen Antisemitismus? Gab er Hitler recht? Wohl kaum. Konservative Kreise des Bildungsbürgertums unterstellten den Juden zwar, sie würden sich mit Bosheit gegen Wohlstand, Einigkeit und Ansehen des deutschen Volkes wenden, doch waren das im Grunde Anschuldigungen, wie sie zwischen rivalisierenden sozialen Gruppen überall auf der Welt gang und gäbe sind. Ähnlich blickte auch das redlich schuftende Kleinbürgertum voll Neid auf wohlhabende Juden. Ein Berliner Gärtner sah das so:

Neid der Kleinbürger

Wissen Se, die Juden bring'et fertig, in ganz kurzer Zeit reich zu werden. Da komm' se als Schnorrer an, un nach'n paar Jahr'n ham se'n fettet Bankkonto, wohn' in Villas un lebn wie die Fürshten. Un unsereens muß sein Lebtage lang schwitzen und sich plaaren. Un wie kommt dat? Na, mir macht keener wat weiß. Mit ehrliche Arbeit

AN DIE
DEUTSCHEN
MÜTTER!



Christliche und jüdische Helden haben gemeinsam gekämpft und ruhen gemeinsam in fremder Erde.
12000 Juden fielen im Kampf!
Blindwüßiger Parteihass macht vor den Gräbern der Toten nicht Halt.
Deutsche Frauen,
duldet nicht, dass die jüdische Mutter in ihrem Schmerz verhöhnt wird.
Reichsbund jüdischer Frontsoldaten E.V.

wird man nich reich. Arbeeten tun die Juden lieber nich. Dat is ooch viel zu anstrengend für die feinen Herrn. Die loofen lieber mit dicke Zigarren im Mund 'rum un lassen andere für sich schuftten. Jeschäfte machen, darauf vastehn se sich, vor allem uf krumme Jeschäfte.

König, Joel, S. 155.

Der Jude war ein „Spitzbub“, ein „Halsabschneider“. Mit ein paar kräftigen Flüchen machte man sich Luft. Mehr steckte meistens nicht dahinter. Nicht selten zählten bürgerliche Antisemiten Juden zu ihrem engeren Freundeskreis.

3. Barbarischer Rassismus

Mit der nationalsozialistischen Rassenpolitik hatte der bürgerliche Antisemitismus wenig gemein. Bezeichnend für den Nationalsozialismus waren barbarischer Rassismus und hemmungslose Menschenverachtung. Mit blutrünstigen Liedern brachte man sich in Stimmung:

Wetzt die langen Messer
Auf dem Bürgersteig!
Laßt die Messer flutschen
In den Judenleib!
:/: Blut muß fließen knüppelhageldick,
Wir scheißen auf die Freiheit der Judenrepublik.
Kommt einst die Stunde der Vergeltung,
Sind wir zu jedem Massenmord bereit. :/:

Neuhäuser, Johann, S. 316.

Entsprechend waren die Taten:

Pogrom in Gunzenhausen

Ein Zwischenfall am Palmsonntag 1934 verwandelte die kleine Stadt von 5600 Ein-

wohnern, in der (1933) 184 Juden wohnten, in einen Hexenkessel. Nach der willkürlichen Mißhandlung und Inhaftnahme der jüdischen Wirtsleute Strauß durch den SA-Obersturmführer Kurt Bär hielt dieser eine gehässige Rede vor einer Menschenmenge, die den Auftakt gab zu einem quasi mittelalterlichen Pogrom. In Trupps von fünfzig bis zu mehreren hundert Personen zogen Gunzenhausener Einwohner etwa zwei Stunden lang von einem jüdischen Haus zum anderen und schrien: „Die Juden müssen raus.“ Mit brutaler Gewalt wurden 35 Juden und Jüdinnen ins Gefängnis gebracht und dort von Kurt Bär schwer mißhandelt. Ein Jude wurde in einem Schuppen erhängt aufgefunden, ein anderer stieß sich ein Messer ins Herz, bevor die johlende Menge ihn ergreifen konnte.

Zwischen 1000 und 1500 Personen sollen an dem Pogrom teilgenommen haben. Wenn auch ohne Zweifel SA-Männer die Rädelführer waren, so ist doch offensichtlich, daß sich ein beträchtlicher Teil auch von Nicht-Parteimitgliedern an den wilden Ausschreitungen beteiligte.

Broszat, Martin, S. 295f.

Manchmal wurden die „Opfer“ so lange geizt, bis sie sich schließlich nicht mehr beherrschen konnten und „Anlaß“ zu Ausschreitungen gaben.

Provokation

Einer Siebzigjährigen erging es so:

Auf einem Gang ins Nachbardorf, wo sie eine kranke Bekannte besuchen wollte, war ihr auf dem sonst menschenleeren Feldweg ein vierzehnjähriges BDM-Mädel entgegengekommen, hatte ihr als Jüdin grobe Schimpfworte zugerufen und sie schließlich angespuckt. Die alte Frau ließ sich hinreißen und spuckte vor dem Mädchen auf den

SINK JIDIGIL



Ein Hirnwaschung für Jung u. Alt
Erzählungen von Ernst Ginzburg
Bildwerk von F. F. F.

Verlag Der Stürmer - Nürnberg

Boden, konnte aber nicht sehen, daß dieses unter dem Lodenmantel die BDM-Uniform trug. Das Mädel zeigte die alte Frau an, und diese bekam eine mehrmonatige Gefängnisstrafe, die sie nun hier abgessen hatte.

Behrend-Rosenfeld, Else R., Ich stand nicht allein. Erlebnis- se einer Jüdin in Deutschland, Frankfurt a. M. 1979, S. 20.

Die Schutz- und Rechtlosigkeit der Juden verleitete unreife und charakterschwache Naturen zu Gemeinheiten und Grausamkeiten. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung verabscheute das. Viele waren zwar damit einverstanden, daß die Juden an Einfluß verloren, aber sie mißbilligten entschieden jede Art von Gewalttätigkeit gegenüber jüdischen Mitbürgern. Das mußten sich die Nationalsozialisten bei ihren „Aktionen“ immer wieder sagen lassen, was die Parteiführung wohl letztlich auch dazu bewogen hat, die „Endlösung der Judenfrage“ streng geheim zu halten.



Sofort nach dem Anschluß begannen die Ausschreitungen gegen die Juden auch in Österreich.

4. Boykott jüdischer Geschäfte

Die erste gesteuerte antisemitische Aktion der NS-Herrschaft begann am 1. April 1933 mit einem Aufruf zum Boykott. Riesenplakate in gelber und roter Farbe drohten von den Litfaßsäulen: „Kauft nicht in jüdischen Kaufhäusern und Geschäften!“ Geht nicht zu jüdischen Rechtsanwälten und Ärzten!“, „Der Jude hetzt im Ausland gegen uns!“

„Judenknechte“

Noch aber gab es manchen, der den Mut besaß, zum Zeichen seines offenen Protests von einem zum anderen jener Läden zu gehen, deren Schaufenster mit dem in riesigen Buchstaben geklecksten Wort „Jude“



Boykott gegen jüdische Geschäfte im April 1933.

verschmiert waren, um irgend etwas zu kaufen. Oft geschah es dann, daß der Betreffende, vor allem in kleineren Städten, fotografiert wurde, und bald darauf erschien sein Bild öffentlich ausgestellt an einer zentralen Stelle des Ortes, darunter die Unterschrift „Judenknecht“.

Krakauer, Max, S. 10.

Trotzdem wagte es ein Teil der Bevölkerung auch nach dieser „Aufklärungskampagne“, weiter bei Juden zu kaufen. Da half auch wenig, daß der „Stürmer“ an besonders verkehrsgünstigen Plätzen „Käuferlisten“ aushängte. Im Gegenteil: Nach massiven Beschwerden zahlreicher Volksgenossen mußte diese „Anprangerung“ wieder eingestellt werden.

5. Aktion „Juden unerwünscht“

Kurz bevor im September 1935 durch die berühmten „Nürnberger Gesetze“ alle Juden als „Reichsbürger“ entrechtet und aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen wurden, lief die Aktion „Juden unerwünscht!“ an. Schon 1934 gab es verschiedene Anzeichen, die den „Rausschmiß“ ankündigten.

Plakate gegen Juden

In einzelnen Orten des Kreises Mainz-Oppenheim waren 1934/35 Plakate mit folgenden Aufschriften angebracht (Auswahl aus Abt. 805 Nr. 307):

Deutscher Ort — Jud bleibt fort.

Der Weg nach Jerusalem führt nicht durch diesen Ort.

Wieder frech gewordene Juden hinaus aus X.
Jud du bist erkannt, zumal im Hessenland.
Daß du in X geduldet, sind nur die Juden-
knechte schuld.

Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter.
Der Jude ist ein volksfremder Schmarotzer.
Das ganze Judenheer gehört ins Rote Meer.

Heyen, Franz-Joseph, S. 144.

Im August 1935 wetteiferten nationalsozialistische Gemeinderäte damit, ihre Gemeinden „judenfrei“ zu machen.

„Judenfreie“ Gemeinde

Ein Gemeinderat im Kreis Bernkastel beschloß:

1. An den Ausgängen der Gemeinde B werden Tafeln mit folgender Inschrift angebracht: „Juden sind hier nicht erwünscht.“

2. Der in der Mitte des Ortes zur Aufstellung gelangte Zeitungskasten „Der Stürmer“ wird allen Volksgenossen zur Beachtung empfohlen.

3. Kein Handwerker, kein Geschäftsmann oder sonst ein Volksgenosse erhält eine Gemeindearbeit, und das Gemeindennutzungsrecht wird ihm sofort entzogen, wenn er oder seine Familienangehörigen noch mit Juden Verkehr pflegen bzw. diese in ihrem Handeln unterstützen.

4. Das Kaufen bei Juden, die Inanspruchnahme jüdischer Ärzte oder Rechtsanwälte bedeutet Verrat am Volke und der Nation.

5. Da die Rassenfrage der Schlüssel zu unserer Freiheit ist, soll derjenige verachtet und geächtet sein, der diese Grundsätze durchbricht.

Heyen, Franz-Joseph, S. 136.

Doch auch diesmal zog die Bevölkerung nicht mit. Vor allem aber entrüsteten sich durchreisende Ausländer über diesen psychischen Terror.

„Ohne besondere Gehässigkeit“

In einem Rundschreiben des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß, an alle Gauleiter hieß es:

Unter den Schildern und Tafeln, in denen Kreise, Gemeinden, Gasthäuser usw. darauf hinweisen, daß Juden unerwünscht seien, befinden sich zum Teil oft wenig geschmackvolle Darstellungen. Ich bitte beim Anbringen solcher Schilder zu berücksichtigen, daß die in Deutschland reisenden Ausländer unsere Maßnahmen gegen die Juden aufmerksam verfolgen. Die Mehrzahl dieser Fremden begrüßen im Grunde genommen die deutschen Maßnahmen gegen das Weltjudentum. Das deutsche Ansehen im Auslande wird daher auch nicht durch die Tatsache unserer Judengesetzgebung, wohl aber durch eine im Einzelfall übertriebene

Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre

Durchdrungen von der Erkenntnis, daß die Reinheit des deutschen Blutes die Voraussetzung für den Fortbestand des deutschen Volkes ist, und befehle von dem unbeugsamen Willen, die deutsche Nation für alle Zukunft zu sichern, hat der Reichstag einstimmig das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird.

§ 1

(1) Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten. Trotzdem geschlossene Ehen sind nichtig, auch wenn sie zur Umgehung dieses Gesetzes im Auslande geschlossen sind.

(2) Die Nichtigkeitsklage kann nur der Staatsanwalt erheben.

§ 2

Außerehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten.

§ 3

Juden dürfen weibliche Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren nicht in ihrem Haushalt beschäftigen.

§ 4

(1) Juden ist das Führen der Reichs- und Nationalflagge und das Zeigen der Reichsfarben verboten.

(2) Dagegen ist ihnen das Zeigen der jüdischen Farben gestattet. Die Ausübung dieser Befugnis steht unter staatlichem Schutz.

§ 5

(1) Wer dem Verbot des Paragraphen 1 zuwiderhandelt, wird mit Zuchthaus bestraft.

(2) Der Mann, der dem Verbot des Paragraphen 2 zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis oder mit Zuchthaus bestraft.

(3) Wer den Bestimmungen der Paragraphen 3 oder 4 zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft.

§ 6

Der Reichsminister des Innern erläßt im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers und dem Reichsminister der Justiz die zur Durchführung und Ergänzung des Gesetzes erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften.

§ 7

Das Gesetz tritt am Tage nach der Verkündung, § 3 jedoch erst am 1. Januar 1936 in Kraft.

München, 15. September 1935.

Der Führer und Reichschancellor.
Der Reichsminister des Innern.
Der Reichsminister der Justiz.
Der Stellvertreter des Führers.

und geschmacklose Darstellung oder Ankündigung geschädigt werden. Ich bitte deshalb darauf zu achten, daß nur solche Tafeln und Schilder angebracht werden, die ohne besondere Gehässigkeit zum Ausdruck bringen, daß Juden unerwünscht sind.

Heyen, Franz-Joseph, S. 145.

Hetze gegen die Juden.



6. Die „Reichskristallnacht“

Als das Attentat des jüdischen Emigranten Herschel Grynszpan auf den Legationssekretär vom Rath in der deutschen Botschaft in Paris bekannt wurde, glaubte die Parteiführung, endlich auch weite Teile der Bevölkerung gegen die Juden mobilisieren zu können. Entsprechend dachte sie auch, ihre „Sühnemaßnahmen“ als „spontane Volkswut“ zu verkaufen. Doch dann, als in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 fast alle Synagogen und zahllose Geschäfte und Wohnungen zertrümmert und verwüstet wurden, kamen die Nationalsozialisten in Schwierigkeiten. Aus den meisten geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes und der Polizei ging nämlich unmißverständlich hervor, daß die Bevölkerung zwar aus Entrüstung über den Diplomatenmord es richtig fand, die Juden mit einer Sondersteuer von 1 Mrd. Reichsmark zu bestrafen, daß sie aber Sachzerstörung und Gewalttätigkeit nach wie vor entschieden ablehnten: Da war zu lesen, daß durch solche Terrormaßnahmen wie in der „Reichskristallnacht“ das allgemeine Rechtsbewußtsein leiden könnte und daß die unnötige Vernichtung von Sachwerten letztlich doch nur dem deutschen Volksvermögen verloren gehen würde. Man sähe dann auch wirklich nicht mehr ein, warum man sonntags Einopf essen und Geld spenden solle, wenn nicht nur Fensterscheiben und Möbel zerstört, sondern auch Lebensmittel aus jüdischen Läden auf den Mist oder auf die Stra-

Be geworfen würden. Ein Hitlerjunge, der gemeinsam mit anderen den Auftrag hatte, nach einer Liste jüdische Geschäfte zu demolieren, wunderte sich: „Es gab unter den Durchschnittsdeutschen keine Anzeichen von Wut oder Empörung gegen die Juden. Mir kam es so vor, als sei das nationalsozialistische Gedankengut noch nicht in die Breite gedrungen.“

Hagen, Louis, S. 78.

Die meisten Berichte der Gendarmerie-Stationen versuchten die wahre Einstellung der Bevölkerung dadurch zu verschleiern, daß sie schlicht von zweierlei Meinung sprachen. Im Bericht der Gendarmerie-Station Waischenfeld wurde dagegen klar unterschieden:

Die Mehrzahl hat kein Verständnis

Befürwortet wurde die Aktion gegen die Juden von alten Kämpfern und den jüngeren Leuten, die schon aus der Hitlerjugend hervorgegangen sind. Dagegen wurde von der Mehrzahl der Bevölkerung hierfür kein Verständnis aufgebracht, daß man ohne weiteres fremdes Eigentum zerstören darf.

Broszat, Martin, u. a., S. 223.

7. Der Davidstern

Mehr als die Hälfte aller Juden hatte inzwischen Deutschland den Rücken gekehrt. Der Rest versuchte durchzuhalten, teils weil er keine Möglichkeit sah auszuwandern, teils weil er sich trotz aller Schikanen nicht von Verwandten und Freunden trennen wollte. Wer blieb, versuchte sich einzureden, daß auch Nationalsozialisten einen Rest von Schamgefühl besäßen. Irgendwann müßten diese „Herrenmenschen“ es doch mit den Schindereien und Demütigungen genug sein lassen.

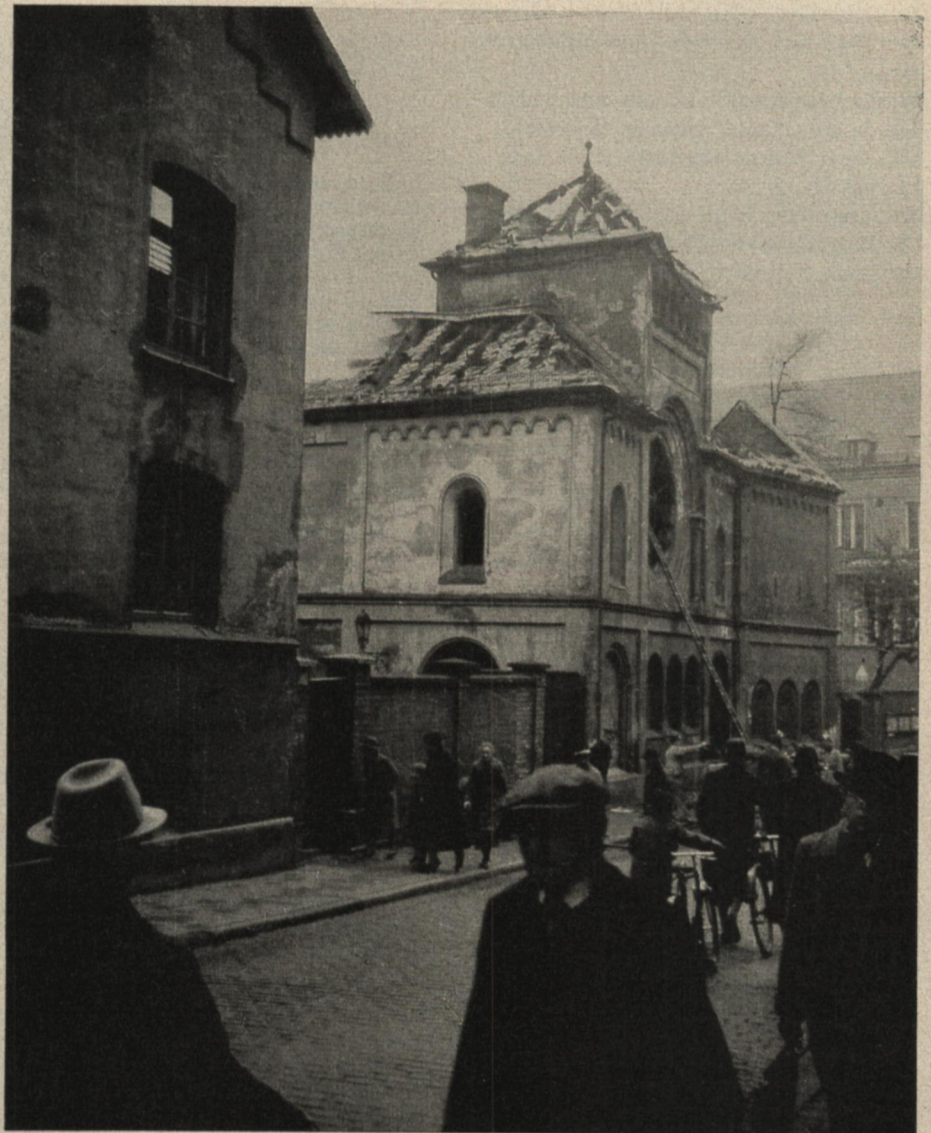
Am 1. September 1941, auf den Tag genau zwei Jahre nach Kriegsausbruch, fügte das NS-Regime seinen Erniedrigungen durch den „Judenstern“ eine weitere böse Entwürdigung hinzu.

Polizeiverordnung

„Juden, die das sechste Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu zeigen. Der Judenstern besteht aus einem handtellergroßen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift ‚Jude‘. Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks fest aufgenäht zu tragen.“

Gehrts, Barbara, S. 43.

Die Bevölkerung tat weitgehend so, als sähe sie den Stern nicht. Wenn es zu „Entgleisungen“ kam, waren es meist fanatisierte Parteigenossen und junge, aus der HJ hervorgegangene Offiziere, die mit Genugtuung feststellten, daß man nun das „Judenpack“ besser erkennen könne.



Der Pogrom von 8./9. November 1938, die sogenannte Reichskristallnacht. Hier eine zerstörte Synagoge in München.

Sitzplatz für Arier

In Marienfelde stieg ein Hauptmann zu, ein ziemlich junger Schnösel mit einem Haufen Orden auf der Brust. Er hielt nach einem Platz Ausschau, aber da war keiner. Er ging an Vater vorbei, und ich sah, wie er zögerte, ehe er die Hand grüßend an die Mütze hob. Vater hatte nämlich seinen Umhang an, und der Hauptmann war sich wohl nicht ganz klar, ob er nun zuerst grüßen sollte oder Vater. Sie taten es gleichzeitig. Er ging noch zwei Schritte weiter durch den Gang nach hinten und blieb dann plötzlich stehen. Etwas breitbeinig stand er da und stemmte die Hände in die Seiten. Sehr laut und mit blecherner Stimme sagte er: „Würden Sie die Güte haben, sich zu erheben und mich sitzen zu lassen?“

Alle Köpfe wandten sich nach hinten, auch Vater blickte über die Schulter zurück.

Eine alte Frau stand auf. Sie stützte sich auf einen Stock und versuchte, mit der freien Hand einen der Haltegriffe zu erreichen, die im Mittelgang des Wagens herabbaumelten. Doch sie war zu klein. Auf ihrer

linken Brustseite leuchtete der gelbe Stern. Der Hauptmann setzte sich und lächelte.

Gehrts, Barbara, S. 49.

Oft war aber das Gegenteil der Fall:

Sitzplatz für Juden

Ein kleiner, untersetzter Mann erhob sich von seinem Sitzplatz in der U-Bahn.

„Ich bitte Sie darum, sich sofort zu setzen!“ sagte er sehr laut und energisch, indem er mit seiner linken Hand auf den Sitzplatz wies, den er mir anbot. Die meisten anderen Fahrgäste taten so, als hörten sie nichts. Die U-Bahn war voll besetzt wie an jedem Morgen um diese Zeit vor Beginn der Arbeit. Ich war nur eine von vielen, die stehen mußten. Sicherlich hätte der Mann nicht gerade mir seinen Platz angeboten, wenn ich nicht an jenem Morgen das erste Mal einen „Judenstern“ getragen hätte.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 113.

Mitgefühl

Einer älteren Frau aus unserem Heim schenkte ein Soldat die Marken für eine wöchentliche Brotration, einer anderen, die zur Arbeit in der Tram fuhr und keinen Platz fand, bot ein Herr mit tiefer Verbeugung ostentativ seinen Sitzplatz an. Mir erklärten unser Metzger und unser Butterlieferant, daß sie uns nun erst recht gut beliefern würden; sie schimpften kräftig auf diese Demütigung, die uns angetan wird. Wieder sieht man die jüdischen Menschen mit steinernen Gesichtern durch die Straßen gehen, mit Augen, die durch alles und alle hindurchzusehen scheinen, viele mit gesenktem Kopf, manche aber auch, und dazu gehöre ich, mit stolz erhobenem Haupte.

Behrend-Rosenfeld, Else, S. 114.

8. Planmäßige Isolierung

Das NS-Regime hielt es nicht einmal für nötig, außer den „Nürnberger Gesetzen“ von 1935 Verordnungen und Verbote, die die Juden betrafen, allgemein bekannt zu machen. Auf diese Weise bekam die Öffentlichkeit kaum mit, wie die Lebensmöglichkeiten der jüdischen Mitbürger immer mehr eingeschränkt wurden.

- Juden mußten einen „Zusatznamen“ in ihren mit „J“ gekennzeichneten Paß eintragen lassen; die Frauen hießen künftig zusätzlich „Sara“, die Männer „Israel“.
- Ihre Kinder durften nur noch jüdische Schulen besuchen.
- Der Besuch von Theateraufführungen, Konzerten, Vorträgen und Kinos war Juden verboten, das Betreten von Bibliotheken untersagt.
- Parks sowie alle öffentlichen Anlagen und bestimmte Sperrgebiete, wie z.B. das Regierungsviertel, durften von Juden nicht mehr betreten werden.
- Juden war es untersagt, Zeitungen zu abonnieren oder am Kiosk zu kaufen.
- Sie durften weder Autos noch Fahrräder besitzen.
- Selbst die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel, wie Bus oder Straßenbahn, war ihnen in der Regel verboten.
- Sie durften sich nicht mehr beim Friseur die Haare schneiden lassen; keine Wäschereien benutzen.
- Ihre Telefonanschlüsse wurden abgeschaltet; öffentliche Telefonzellen durften sie nicht betreten.
- Juden mußten in der Rüstungsindustrie Schwerarbeit leisten oder andere niedrige „Hofarbeit“ verrichten.
- Einkaufen durften sie nur in wenigen, besonders gekennzeichneten Geschäften.
- An Nahrungsmitteln standen ihnen schließlich nur noch 2 1/2 kg Kartoffeln und 1 kg Kohlrüben pro Person und Woche zu.
- Ihren Wohnsitz durften Juden nicht wechseln.
- Ihre Wohnungstür mußten sie durch einen Davidsstern markieren.



Jüdische Familie in Berlin mit dem „Judenstern.“

- Zwischen 20 Uhr abends und 5 Uhr morgens durften sie ihre Wohnung nicht verlassen.
- Mieterschutz gab es für sie nicht.
- Gegebenenfalls mußten sie ihre Wohnung für bombengeschädigte Volksgenossen zur Verfügung stellen und zu anderen Juden ziehen.
- Anspruch auf ein eigenes Zimmer hatten sie nicht.
- Juden durften kein Radio besitzen.
- Elektrische Apparate, wie Kochplatten, Tauchsieder, Bügeleisen, mußten abgeliefert werden; ebenfalls Fotoapparate und Feldstecher; schließlich auch Woll- und Pelzkleidung.

Juden, die wissen wollten, was sie denn nun schon wieder nicht mehr durften, mußten sich bei einer Zentralstelle der früheren jüdischen Gemeinde erkundigen. Die meisten erfuhren allerdings nur indirekt und auf vielen Umwegen von jenen „Maßnahmen“, die ihr Schicksal bestimmten. „Unkenntnis war dennoch keine Entschuldigung“, schrieb ein „Betroffener“, „denn der geringste Verstoß, auch gegen die lächerlichste Verordnung, und war es nur gegen eine Verkehrsvorschrift, hatte die alsbaldige Verhaftung durch die Gestapo zur Folge . . .“

Krakauer, Max, S. 20.

Entsetzliche Untat

Eine sechzigjährige jüdische Krankenschwester, die trotz Verbot mit der Straßenbahn fuhr, wurde von einem SA-Mann angezeigt und am Heiligabend zu ihrem „Chef“, einem Hauptsturmführer, zitiert:

Sie ging pünktlich hin und fand ihn schäumend vor Wut über die von ihr verübte entsetzliche Untat. Sie blieb völlig ruhig bei den gemeinen Schimpfworten, die er ihr zuschrie, und diese Ruhe muß ihn wohl noch mehr gereizt haben. Plötzlich war er dicht vor ihr, und schon fühlte sie einen starken Schlag ins Gesicht. Dabei brüllte er: „Ich werde euch schon noch lehren, die Verbote einzuhalten. Am 2. Januar haben Sie im Barackenlager in Milbertshofen zu sein, die Heimanlage ist viel zu gut für solche Geschöpfe: Raus!“ Sie war wie betäubt und taumelte aus dem Zimmer. Mühsam stieg sie die Treppe hinunter und fand sich unten an der rauschenden Isar stehen mit dem heftigen Wunsch, hineinzuspringen und Vergessen und Ruhe zu finden.

Behrend-Rosenfeld, Else, S. 128f.

9. Hilfe aus der „Volksgemeinschaft“

Immer wieder gab es „Volksgenossen“, die sich der Juden annahmen.

Hilfsbereitschaft

Am späten Abend wurde ich gerufen, zwei Klosterschwester wollten mich sprechen. Ich fand sie beladen mit zwei großen Säcken, der eine voll echten guten Kakaos (den es schon lange nicht mehr zu kaufen gibt, auch nicht auf Marken), der andere voll mit feinem Zucker. Sie seien beauftragt von der Frau Oberin und der gesamten Schwesternschaft,

dies als Zeichen ihres Mitfühlens mit uns allen zu überreichen. Außerdem sollten sie uns sagen, daß morgen ein besonderer Bittgottesdienst für die von uns Fortgehenden abgehalten würde. Wir sollten wissen, daß sie sich uns in unserem Leid schwesterlich verbunden fühlten. Es war nicht das erste Mal, daß wir die Hilfsbereitschaft und die freundschaftliche Nähe der Schwestern zu fühlen bekamen; bei jedem nur denkbaren Anlaß hatten sie bewiesen, daß wir auf ihre Unterstützung zählen konnten.

Behrend-Rosenfeld, Else, S. 126 f.

Versorgung der Berliner Juden

Die jüdische Bevölkerung Berlins hatte fast ausnahmslos alles, war ihr nach den Lebensmittelkarten versagt bleiben sollte. Berliner Mitbürger sorgten dafür. Da waren zunächst die Inhaber der Lebensmittelgeschäfte, die ihren alten Stammkunden die „Extras“ zusteckten. Meine Mutter und ich fuhren einmal in der Woche zu Richard Junghans, einem ehemaligen Sozialdemokraten und Freund meines Vaters, der am Knie (heute: Ernst-Reuter-Platz) ein Lebensmittelgeschäft aufgemacht hatte, nachdem er 1933 seinen Posten bei der Gewerkschaft verloren hatte. Er versorgte uns mit Obst und Gemüse, als sei das das Selbstverständlichste von der Welt. Ähnlich war es mit unserem Fleischer Krachudel, der auf dem Wochenmarkt am Wittenbergplatz seinen Stand hatte und bei dem meine Mutter über fünfzehn Jahre lang eingekauft hatte. Nun gab er meiner Mutter die gleiche Menge Fleisch, die unsere Familie in jenen vielen Jahren pro Woche zu verbrauchen pflegte, ohne daß wir auch nur eine einzige Lebensmittelkarte hätten abgeben können.

Deutschkron, Inge, S. 62.

Solche menschenfreundlichen Gesten dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, in welcher existenziellen Not Juden damals in Deutschland leben mußten.

Viele versuchten, sich zu verstecken. Doch im Versteck leben, hieß zur Einsamkeit verurteilt sein. Damit wurden manche nicht fertig. Immer wieder tauchten plötzlich einzelne auf, die sich von selbst der Gestapo stellten oder sich lieber das Leben nahmen.

Im „Versteck“ bekam vieles eine neue Bedeutung, so z. B. die Wohnungstür. Ein „Untergetauchter“ stellte fest:

Ein „Untergetauchter“ erzählt

Sie diente als Bollwerk und Zugbrücke, das Guckloch als Wachturm gegen die Verfolger, uniformierte und nicht uniformierte, von denen es in Deutschland wimmelte. Die Tür bestand aus einigen Quadratmetern Holz; sie war mit einem Eisenschloß und einem Patentzylinderschloß versehen. Die beiden Türflügel



Die letzten Juden von Hanau werden in das KZ Theresienstadt abtransportiert. Von 600 jüdischen Bürgern in Hanau überlebten drei.

konnten mit einem schweren, etwa sechzig Zentimeter langen Eisenriegel aneinander gesichert werden, außerdem noch mit der Vorhängekette.

Jenseits dieser hölzernen Schutzwehr erstreckte sich weit und breit die feindliche Welt; sie reichte bis an den weißen Lack unserer Wohnungstür. Ein Unbekannter, der die Klingel drehte, konnte lange im weißen Lack sein verzerrtes Spiegelbild betrachten. Die Wohnung blieb totenstill; niemand machte ihm auf.

König, Joel, S. 210.

Lautlos leben

Durch die Zimmerdecke dringende Geräusche, ein Rücken mit Stühlen, das Summen eines Staubsaugers von oben, brachten mir erst zum Bewußtsein, wie leicht man bemerkt wird. Ich legte meine knarrenden Lederschuhe ab und schlich barfuß oder in Strümpfen umher. Aber damit war es noch nicht getan: Eine schlecht geschlossene Tür schnappte von selbst ins Schloß. Der Wasserhahn in der Küche gab pfeifende Laute von sich. Pfannen und Topfdeckel glitten mir aus der Hand. Und welche Kämpfe es mit den knarrenden quietschenden Türen gab! Die Tür zur Küche ließ sich nur lautlos schließen, wenn man den Türgriff fest in der Hand behielt und sie ganz, ganz langsam zumachte.

Nach einigen Tagen war ich imstande, einigermaßen lautlos dahinzuleben. Ich hatte gelernt, Porzellanteller unhörbar aufeinanderzusetzen, die Badewanne ohne Plätschern volllaufen zu lassen, wohlgetarnt

hinter Tüllvorhängen die Fenster zu öffnen und zu schließen, die Stellen im Korridor zu vermeiden, wo die Diele am lautesten knackte, Husten und Niesen zu unterdrücken, und wenn sie sich nicht mehr unterdrücken ließen, schnell den Kopf unter ein Kissen zu stecken, aufzuräumen, auszukehren und Geschirr zu spülen, so behutsam und leise, als wären die Möbel und das Geschirr aus hauchdünnem Glas gemacht.

Den Briefträger erkannte ich am Tritt, wenn er noch eine halbe Treppe von unserer Wohnungstür entfernt war. Ich konnte genau angeben, wann die junge Frau aus der Wohnung über uns wegging, ob die zu Hause gebliebenen Alten sich über unserer Küche aufhielten, über dem Wohnzimmer oder über dem Korridor, wann sie Radio hörten, telefonierten, oder wann sie gerade die Toilette benutzten.

Es war wichtig, die Gelegenheit zu erhaschen, wenn sie oben ihre Badewanne leerlaufen ließen oder die Spülung im Abort zogen, das war der Augenblick, wo ich ebenfalls die Badewanne leerlaufen lassen und die Abortspülung ziehen durfte.

König, Joel, S. 222f.

Besonders schwierig wurde es für die „Untergetauchten“ bei Luftangriffen. Einer von ihnen schildert, was er in der Nacht zum 1. März 1943 beim ersten schweren Angriff auf Berlin durchstehen mußte:

Immer auf der Flucht

Wie stets saßen wir in der Wohnung, als die Bombeneinschläge immer näher kamen und das Gebäude schwankte und bebte, so

daß uns nichts weiter übrig blieb, als in den Keller zu flüchten. Ackermann rettete die Situation, indem er uns den Hausgenossen als Fremde vorstellte, die er eben auf der Straße hereingeholt habe. In der gesamten Umgebung gab es große Zerstörungen und Brände. Auch unsere Wohnung erwies sich nach dem Angriff als ernstlich beschädigt. Obwohl sie vielleicht gerade noch benutzbar gewesen wäre, mußten wir sie dennoch verlassen, weil damals jede beschädigte Wohnung von einer Anzahl parteiamtlicher Stellen besichtigt wurde und wir damit rechnen mußten, bei einer solchen Gelegenheit mit der Polizei in Berührung zu kommen.

Krakauer, Max, S. 27.

10. Evakuierung zur Vernichtung

Juden, die nicht „untergetaucht“ waren, wurden schließlich deportiert und in Vernichtungslagern vergast. Während noch 1940 eine Truppe von Zionisten mit Unterstützung der Gestapo nach Palästina auswandern durfte, war für die anderen bereits die Aktion „Evakuierung“ angelaufen.

Die erste Massenverschleppung

In den Nachtstunden des 12. und 13. Februar 1940 wurden in Stettin sämtliche Juden verhaftet, und zwar nicht von der Polizei, sondern von Mitgliedern der SS und der SA sowie von politischen Leitern der NSDAP. Jede Wohnung erhielt eine Besetzung durch zwei Personen, die den betroffenen Familien mitteilten, sie müßten noch in dieser Nacht ihre Wohnung verlassen und würden mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Sie sollten warme Unterkleider anziehen, soweit solche vorhanden waren. An Gepäck durften sie nur einen Handkoffer mitnehmen. Die gesamte Wohnungseinrichtung mußte zurückgelassen werden. Auch Betten durften sie nicht mitnehmen. Das gesamte vorhandene Bargeld, Wertgegenstände mit Ausnahme eines Traurings und einer Uhr mußten abgeliefert werden. Soweit Bankkonten, Haus- und Grundbesitz etc. vorhanden waren, mußte ein Verzicht auf dieses Vermögensobjekt ausgesprochen werden. Es wurde zu diesem Zweck ein formularmäßig vorbereitetes Protokoll von den Familienoberhäuptern unterzeichnet.

Die Mitnahme von Lebensmitteln oder von Reiseproviant wurde nicht gestattet. Die noch in den Wohnungen vorhandenen Lebensmittel wurden beschlagnahmt. Zwischen 3 und 4 Uhr morgens wurden die Juden mit Frauen und Kindern, ohne Rück-



Selektion für die Gaskammer auf der Rampe in Auschwitz.

sicht auf ihr Alter und ihren Gesundheitszustand, durch je zwei Posten der SS und SA aus den Wohnungen geholt und zum Güterbahnhof Stettin gebracht, von wo aus der Abtransport nach Ostpolen in den frühen Morgenstunden des Dienstags erfolgte. Auch die Insassen der beiden jüdischen Altersheime in Stettin, ca. 82 Personen, darunter Frauen und Männer über 80 Jahre, wurden deportiert. Soweit sie nicht mehr zu gehen imstande waren, wurden sie auf Tragbahnen zum Güterbahnhof gebracht. In Stettin und Umgebung sind von der Deportation bisher mehr als 1300 Personen betroffen worden, darunter Säuglinge und Greise. Auf die Frage, ob in Polen eine Unterkunft für die Deportierten bereitstehe, wurde von den begleitenden SS-Leuten erwidert: „Das ist nicht nötig, ihr werdet auf freiem Felde ausgeladen und müßt sehen, wo ihr bleibt.“ Auf die weitere Frage, wie lange der Transport dauern würde, wurde erwidert, drei bis vier Tage.

Bereits in Schneidemühl mußten die ersten Leichen aus dem Zug entfernt werden, eine Frau und zwei Kinder.

Selbst Frontkämpfer des Weltkrieges 1914 bis 1918 sind von der Deportation nicht verschont geblieben, darunter mehrere Offiziere, die zum Teil beide Eiserne Kreuze und das vom Führer verliehene Ehrenkreuz für Frontkämpfer trugen. Diese Kriegsauszeichnungen wurden ihnen von SS-Leuten fortgenommen und beschlagnahmt.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, 1980, S. 124 f.

Offiziell hieß es, daß „die Evakuierung der Juden dem Arbeitseinsatz“ dienen sollte. Aber wenn dem so war, fragten sich viele, warum wurden dann auch Greise, Kinder, Kranke und Kriegsversehrte evakuiert?

Manche ergriff Panik: Sie begingen Selbstmord. Andere versuchten noch über die Schweizer Grenze zu fliehen. Doch nur, wem ein besonders sicheres Versteck einfiel, hatte eine Chance. So entkamen einige in Kisten eingeknagelt und mit Kohlen überschüttet der drohenden Deportation. Die meisten Juden, die noch in Deutschland geblieben waren, fügten sich ihrem Schicksal. Sie wurden an bestimmten Plätzen gesammelt und wie Viehherden zu Transporten zusammengestellt.

Abtransport

Eine ehemalige BdM-Führerin, die an einem solchen „Sammelplatz“ vorbeikam, erinnert sich:

Während ich langsam weiterging, hörte ich zwei deutsche Eisenbahner miteinander reden. Einer von ihnen sagte: „Allen Kollegen, die hier durchkommen, muß ich das zeigen. Sie wollen es alle sehen. So ein paar hundert Juden auf einem Haufen, ein widerliches Gesindel, dreckig und ohne Ehrgefühl. Manchmal stehen sie zu Dutzenden hier vorn am Zaun und betteln.“...

Ich fing einen vor Neugier und gruseligem Behagen lüsternen Blick aus einem rotbäckigen Spießergesicht auf. Ein Gefühl heftigen Ekels trieb mich fort.

Ekelhaft war auch das Geschrei des Polen, der die Wehrlosen verhöhnte. Aber am ekelhaftesten war die Würdelosigkeit dieser Bahnbeamten. Sie kamen an den Zaun, wie man an die Käfige der eingesperrten Tiere im Zoo geht. Um seine Neugier zu befriedigen und um sich angenehm zu unterhalten. Nein, der Vergleich hinkt, denn die Tiere betrachtet man ohne Schadenfreude und Hochmut.

Maschmann, Melita, S. 86f.

VII. Der Zusammenbruch

Leben, um zu überleben

Solange die Sondermeldungen des „Oberkommandos der Wehrmacht“ immer wieder von neuem den Eindruck erweckten, der deutsche „Endsieg“ sei zum Greifen nah, bemühte sich die Bevölkerung trotz aller Entbehrungen, Strapazen und Opfer, durchzuhalten. Die Wende kam Anfang Februar 1943 mit der Niederlage von Stalingrad. Schockiert nahm die Heimat zur Kenntnis, daß Hitler eine ganze Armee ihrem Schicksal überließ. Viele beschlich damals die Sorge, am Ende könnte es ihnen ähnlich ergehen.

Alle Hoffnung richtete sich jetzt auf den hoch und heilig versprochenen Vergeltungsschlag durch „Wunderwaffen“. Als dann aber die sogenannten V-Raketen die Lage nicht wesentlich ändern konnten, mehrten sich in der Bevölkerung die Zweifel am Endsieg. „Die Vergeltung“ witzelte man mit Galgenhumor „hat geheiratet und zwar eine Engländerin. Sie heißt Miß Lungen.“

Während so die Hoffnung auf einen siegreichen Frieden zunehmend schwand, nahmen die Belastungen ständig zu. Mit der Verkündung des „totalen Krieges“ (18.2.43) verwandelte sich ganz Deutschland in eine Art Zwangsarbeiterlager: Die tägliche Arbeitszeit stieg verschiedentlich bis zu 16 Stunden an; Privatleben gab es kaum noch. „Drückeberger“ wurden schärfstens bestraft. Zu dieser Überbeanspruchung kam noch die nervliche Belastung durch immer häufigere und schwerere Bombenangriffe. Seitdem die Alliierten die britische Flächenbombardierung mit dem amerikanischen „Round the Clock Bombing“ zu einer Zermürbungsstrategie kombiniert hatten, kam die Bevölkerung vor allem in den Großstädten überhaupt nicht mehr zur Ruhe. Millionen verloren ihre Wohnungen, kamen in Bombenhagel und Napalmflammen ums Leben.

Sechzehnjährige mußten in Luftwaffenuniform, mit der HJ-Binde am Arm, ihre „Jugenddienstpflicht“ erfüllen und wurden dem „Wehrmachtsgefolge“ angeschlossen. Noch im August 44 redete man diesen Jugendlichen ein, daß der Krieg in seine entscheidende Phase getreten sei und daß der Führer deswegen mit ihnen zum „siegreichen Endkampf gegen die jüdisch-bolschewistische Pest“ antreten wolle. Anfang November wurde durch Führeraufruf der „Volkssturm“ gleichsam aus dem Boden gestampft. Selbst Sechzigjährige sollten jetzt noch mit Panzersperren und Panzerfäusten dem Krieg eine Wende geben. Der Volksmund höhnte: „Der Hitler zieht die Opas ein, das soll wohl die Vergeltung sein.“

Der Zweite Weltkrieg wurde in den Augen der Bevölkerung immer mehr zu „Hitlers Krieg“. Sie wollte so schnell wie möglich Frieden: Während die einen sich noch einen Kompromißfrieden errechneten und am liebsten mit den Alliierten gemeinsam die Sowjets wieder aus Deutschland hinausgetrieben hätten, forderten die andern Frieden um jeden Preis, egal zu welchen Bedingungen.

Erwartungen für die Nachkriegszeit

Die Sowjets sind nicht so schlimm, wie sie hingestellt werden. Für eine Liquidierung kommen doch nur die Kapitalisten in Frage. (Arbeiter)

Es werden dann diesselben Verhältnisse eintreten wie 1918. Uns kann es gleichgültig sein, ob der Kommunismus kommt oder nicht. Wir haben früher nicht viel gehabt und werden auch dann nicht viel haben. (Arbeiter)

Was soll uns passieren, wenn die Russen kommen? Nichts. Wir haben ihnen ja nichts getan. Wir haben bisher gearbeitet und werden auch weiter arbeiten. (Landarbeitsfrau.)

Mit den Russen ist das gar nicht so schlimm, wie das immer gesagt wird. Die sind auch nur Menschen. Hier arbeiten doch so viele Russen, die einen ordentlichen Eindruck machen. (Arbeiterfrau.)

Die Engländer und Amerikaner werden dafür sorgen, daß der Bolschewismus in Europa nicht überhand nimmt. (Bauer)

Wenn Amerika den Frieden diktiert, wird es nicht so schlimm werden, die wollen nur ihre Geschäfte dabei machen und brauchen den Deutschen für ihre Kapitalisten. (Industriearbeiter.)

Es wird dann eine ganze Reihe von Bevormundungen aufhören, die die deutsche Wirtschaft jetzt durchzumachen hat. Unter Umständen wird es dann für uns wieder freier und leichter. (Betriebsführer.)

Boberach, Heinz, 1965, S. 458.

Am härtesten traf der Krieg im Winter 44/45 die Bevölkerung der Ostgebiete. Die Gauleiter hatten es verstanden, ihre Volksgenossen so lange zu täuschen und hinzuhalten, bis es für viele zu spät war: In Eiseskälte versuchten sie mit Pferdewagen vergeblich, den sowjetischen Panzern zu entkommen. Von den 11 Millionen, die ihre Heimat verlassen mußten, kamen über 3 Millionen durch Gewalt, Kälte und Hunger ums Leben.

Was diese Flüchtlinge über die Greueltaten sowjetischer Soldaten zu berichten wußten, wurde von der NS-Presse propagandistisch genutzt, um den Rest der Bevölkerung zum Durchhalten zu bewegen. Überhaupt ließ die Propaganda nicht locker: Sie erwartete, daß sich jeder „echte“ Deutsche „mit heiligem Fanatismus in die Erde krallte“. Während Berlin schon von den Sowjets umzingelt war, lief in den Kinos der Spielfilm „Kolberg“, der beispielhaft zeigen sollte, wie 1807 diese brennende Stadt bis zuletzt von Gneisenau verteidigt und schließlich vor der Eroberung durch die Franzosen

bewahrt wurde. So eindrucksvoll dieser Film auch schauspielerisch war, er konnte die Bevölkerung nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die Rettung von 1807 nicht wiederholen würde.

Noch zu Neujahr 45 hieß es im „Tagesbefehl des Führers“:

Das Äußerste an Mut und Tatkraft

„Der Kampf um Sein oder Nichtsein hat den Höhepunkt überschritten . . . Wer solche Siege errungen hat wie ihr, meine deutschen Soldaten, wer durch so furchtbare Rückschläge nie gebrochen wurde, wer so heldenhaft duldet und leidet wie unsere Heimat, wer so fleißig arbeitet wie unser ganzes Volk, der ist nicht dem Untergang geweiht, sondern zum Leben bestimmt! Deshalb ist auch meine Zuversicht heute stärker als je zuvor. Wir haben das schlimmste Jahr unserer Rückschläge, in dem wir von allen unseren Verbündeten in Europa so gut wie verlassen worden sind, am Ende trotzdem erfolgreich überstanden. Das Jahr 1945 wird von uns das Äußerste an Mut und Tatkraft fordern, allein es wird auch zugleich das Jahr einer geschichtlichen Wende sein. Der Allmächtige, der unser Volk in seinem bisherigen Lebenskampf geleitet und nach Verdienst gewogen belohnt oder verurteilt hat, soll dieses Mal eine Generation vorfinden, die seines Segens würdig ist.“

Borkowski, Dieter, Wer weiß, ob wir uns wiedersehen. Erinnerungen an eine Berliner Jugend, Frankfurt a.M. 1980, S. 14.

Doch fast gleichzeitig erklärte Hitler in einem Gespräch mit Rüstungsminister Albert Speer:

Verloren

„Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschließlich die Zukunft. Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen!“

Albert Speer, S. 446

Als Deutschland Anfang Mai 1945 bedingungslos kapitulieren mußte, hatte sich Hitler der Verantwortung durch Selbstmord entzogen. Der Zweite Weltkrieg ging ohne ihn zu Ende. 57 Millionen Menschen hatten bis dahin ihr Leben gelassen, und fast noch einmal soviel waren evakuiert, eingesperrt, deportiert worden. Jeder zweite, der in diesem Krieg umkam, war Zivilist.

Literaturhinweise

1. Darstellungen, Monographien, Dokumentarberichte

Grün, Max von der, Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich mit einer Dokumentation von Christine Schütz, Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1983 (13. Aufl. 1991).

2. Dokumente, Quellensammlungen

Berger, Thomas, Lebenssituationen unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, Hirschgraben Verlag, Frankfurt 1981.

Boberach, Heinz, Jugend unter Hitler, Droste Verlag, Düsseldorf 1990.

Broszat, Martin; Fröhlich, Elke; Wiesemann, Falk, Bayern in der NS-Zeit, Oldenbourg Verlag, München 1977.

Focke, Harald; Reimer, Uwe, Alltag unterm Hakenkreuz. Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten. Ein aufklärendes Buch. rororo aktuell 4431, Reinbek 1979.

Mosse, George L., Der nationalsozialistische Alltag. So lebte man unter Hitler, Athenäum Verlag, 2. Aufl., Königstein im Taunus 1979 (1992).

Ruhl, Klaus-Jörg, Brauner Alltag. 1933–1939 in Deutschland, Droste Verlag, Düsseldorf 1981.

Westenrieder, Norbert, Deutsche Frauen und Mädchen. Vom Alltagsleben 1933–1945, Gondrom Verlag, Bindlach 1990.

3. Biographien, Romane, Erzählungen

von Bredow, Ilse Gräfin, Kartoffeln mit Stippe, dtv 11537, München 1992.

Deutschkron, Inge, Ich trug den gelben Stern, Verlag Wissenschaft und Politik, 4. Aufl., Köln 1983 (dtv 30000, München, Neuaufl. 1992).

Döbler, Hannsferdinand, Kein Alibi. Ein deutscher Roman 1919–1945, Ullstein Verlag, Frankfurt a.M. 1984.

Finckh, Renate, Mit uns zieht die Neue Zeit, Signal Verlag, 4. Aufl., Baden-Baden 1982 (Arena TB 2508, Würzburg 1989).

Gehrts, Barbara, Nie wieder ein Wort davon?, Union Verlag, Stuttgart 1975 (dtv pocket 7813, München 1980).

Hagen, Louis, Geschäft ist Geschäft, Merilin Verlag, Hamburg 1969.

Kerr, Judith, Als Hitler das rosa Kaninchen stahl, Ravensburger Buchverlag, Ravensburg, 21. Aufl. 1992.

König, Joel, David, Aufzeichnungen eines Überlebenden. Fischer TB, Frankfurt a.M. 1983.

Krakauer, Max, Lichter im Dunkel. Flucht und Rettung eines jüdischen Ehepaares im Dritten Reich, Quell Verlag, Stuttgart 1975.

Loest, Erich, Pistole mit sechzehn. Erzählungen, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1979.

Maschmann, Melita, Fazit. Rechenschaft über eine Karriere in der Hitler-Jugend, dtv TB 1427, München 1979.

Noack, Hans-Georg, Die Webers, eine deutsche Familie 1932–45, Ravensburger Buchverlag, 6. Aufl., Ravensburg 1986.

Nöstlinger, Christine, Maikäfer flieg. Mein Vater, das Kriegsende, Cohn und ich, dtv pocket 7804, München 1980.

Richter, Hans Peter, Damals war es Friedrich, dtv pocket 7800, München 1979.

Schönfeldt, Sybil Gräfin, Sonderappell 1945 – ein Mädchen berichtet, dtv pocket 7893, München 1984.

von Staden, Wendelgard, Nacht über dem Tal. Eine Jugend in Deutschland, dtv TB 1738, München 1984.

Speer, Albert, Erinnerungen, Ullstein TB 33003, Berlin 1974.

